

Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern.

Vor vier Jahren sprach ich gelegentlich (Goethe-Jahrbuch I, 154) die Ueberzeugung aus, daß man dem Dichter zu Liebe seinen Aeußerungen über das „Jahrmarktsfest“ ein „herzhaftes ἀπιστεῖν“ entgegensetzen müsse. Erich Schmidt hatte an dem „herzhaftesten ἀπιστεῖν“ eine solche Freude, daß er in burschiflosem Spotte sich desselben mehrfach bediente. Den damals in Aussicht gestellten Beweis, daß der Versuch, Goethes Aufstellung über den Charakter dieser genialen Schnurre wahr zu halten, zu den abenteuerlichsten, die aus sprudelnder Laune geflossene Dichtung arg entstellenden, seinen satirischen Witz in ein gar schlechtes Licht setzenden Deutungen führe, gedenke ich jetzt zu erbringen, nachdem ich zunächst meine Ansicht über die Entstehungszeit des „Jahrmarkts“ Scherer gegenüber begründet habe.

Die erste Erwähnung des „Jahrmarkts“ findet sich in einem Briefe von Karoline Flachsland an Herder (Aus Herders Nachlaß III, 489, Brief 129). Die damals gegen Goethe verstimmte, wider Merck erbitterte Freundin Leuchsenrings, des sich hinter die Frauen steckenden Apostels der Empfindsamkeit, berichtet ihrem in nächster Zeit erwarteten Bräutigam: „Junfer Verlichingen erwartet dich in Frankfurt am Main und kommt vielleicht mit dir hierher. Merck hat ihn auch schon gegen Leuchsenring gestimmt, und er hat neulich einen Jahrmarkt in Versen hieher geschickt, um Herrn Merck die Cour zu machen und Leuchsenrings Person darin aufzuführen. Die ganze Geschichte ist mir für diesmal recht fatal.“ Das hier Berichtete muß Karoline von Merck gehört haben, da sie damals nicht in brieflicher Verbindung mit Goethe stand. Ich habe den Brief „anfangs April“ geseht; auf ihn folgen in meiner nach einer

Abschrift gemachten Ausgabe*) unter derselben Zeitbezeichnung zwei Briefe Herders, dann ein weiterer vom 10. April. Scherer schreibt (Frühzeit S. 37): „Mercks Geburtstag fällt auf den elften April. So mochte Goethe sein Geburtstagsgeschenk etwas früher an den ‚Kaiser Ahasverus‘ schicken“; denn den Kaiser Ahasverus, vor dem Haman im „Jahrmarktsfeste“ mit „Verdruß und Klag“ an dessen Geburtstag erscheint, deutet Scherer auf Merck. Schröder hat dies unbedenklich angenommen. Wir wollen keinen Werth darauf legen, daß Karoline nicht von Mercks Geburtstag spricht, was sie wohl gethan haben würde, hätte Goethe die Verse zu diesem geschickt, aber aus der Vergleichung der Briefe hätte Scherer leicht ersehen können (und er durfte sich einer solchen Untersuchung nicht entziehen), daß seine Aufstellung unmöglich ist. Wann ist der Brief geschrieben? Schon aus der Nachschrift: „Der Markgraf und die Markgräfin von Durlach kommen mit ihren Prinzen nach Ostern“, ergibt sich, daß dies vor Ostern geschehen, das im Jahre 1773 gerade auf Mercks Geburtstag, den 11. April, fiel. Ist nun der Brief spätestens in die Woche vor Ostern zu setzen und der „Jahrmarkt in Versen“ von Goethe „neulich“, also wenigstens mehrere Tage vorher, geschickt worden, so kann er unmöglich ein Geschenk zu Mercks Geburtstag, dem 11. April, gewesen sein. Wir bemerkten bereits, daß Herder im April vor dem 10. (einem Sonnabend) zwei Briefe an Karoline sandte. Da er wöchentlich höchstens zweimal schrieb, Mittwochs und Sonnabends, so würde der zweite dieser Briefe frühestens Mittwoch den 7., der erste Sonnabend den 3. geschrieben sein. Dieser Brief (Nr. 130), der jedenfalls nicht vor dem 3., höchstwahrscheinlich gerade an diesem geschrieben wurde, ist die Antwort auf den in Rede stehenden Brief (Nr. 129); denn die Anfangsworte: „Hier

*) Ich habe ausdrücklich angegeben, welche Briefe ich nach einer bloßen Abschrift gegeben; dennoch ist mir mehrfach die Auslassung von Stellen, die nicht in meiner Abschrift standen, vorgeworfen worden, da doch jeder überzeugt sein mußte, daß ich jene Stellen nicht weggelassen haben würde. Auch in der Angabe der fehlenden Datirungen war ich auf diese angewiesen, da dem Anfertiger der Abschriften (bei dem dritten Bande Regierungsrath Emil Gottfried von Herder) äußere Haltpunkte zur Bestimmung der Zeit der Briefe vorliegen konnten.

haben Sie auch einen Brief, liebste Lina“, beziehen sich auf Karolinens Sendung des von Leuchsenring im vorhergegangenen Jahre an Merck gerichteten Schreibens, die mit 129 erfolgte. Demnach ist 129 frühestens Mittwoch den 31. März geschrieben, und wenn Karoline in diesem sagt, neulich habe Goethe einen Jahrmarkt in Versen nach Darmstadt geschickt, so muß dies im letzten Drittel des März geschehen sein. Der „Ende März“ gesetzte Brief Karolinens Nr. 128 ergibt sich als Antwort auf den herderschen vom 24. März (Nr. 127), und ist deshalb Sonnabend den 27. geschrieben. Karoline hörte in der Zeit vom 27. bis zum 30. von Goethes Sendung an Merck, wahrscheinlich Sonntag den 28. bei einem Besuche Mercks. Demnach gehört Goethes Sendung des „Jahrmarkts in Versen“ in die erste Frühlingswoche (vom 21. bis zum 27. März).

Kann aber dieser von Scherer drei Wochen zu früh gesetzte „Jahrmarkt“ unser „Jahrmarktsfest von Plundersweilern“ sein? Scherer erklärte dies ohne weiteres für „unzweifelhaft“ (Frühzeit S. 25). Wilmanns, der (Preussische Jahrbücher XLII, Juliheft) außer der bisherigen Deutung des Mardochai auf Leuchsenring noch manche andere Personen mehr oder weniger sicher entdeckt zu haben glaubte, mußte gestehen, daß dies nach seiner Deutung nicht der Fall sei, weshalb er zu der Annahme sich verirrt, der „Jahrmarkt in Versen“ sei „Pater Brey“, was schon nach dem, was wir über die Entstehungszeit desselben wissen, unmöglich ist; aber auch nach den Worten Karolinens, da Leuchsenring nach der Deutung von Wilmanns eben so wenig persönlich auftritt als die gleichfalls unter Masken erscheinenden Freunde Merck und Herder, oder wenn man das „Aufführen der Person“ dem Sinne des Ausdrucks zuwider im weitern Sinne fassen wollte, die Personen aller drei Freunde „darin aufgeführt“ würden. Scherer aber rühmt sich (Goethe-Jahrbuch I, 115), nach seiner berichtigenden und ergänzenden Erklärung treffe Karolinens Aeußerung vollkommen zu, da Leuchsenring als Mardochai vorkomme und dem Freunde Merck in der Person des Masverus die Cour gemacht werde. Aber sehen wir einstweilen von der Richtigkeit dieser Deutung ab; selbst nach dieser würde hier Leuchsenrings Person nicht aufgeführt, wie Karo-

line sagt, wenn dieser auch unter der Maske steckte, und wollte man dies behaupten, so würde dies ganz in derselben Weise von Mercks Ahasverus gelten, von dem Karoline sagt, ihm werde die Cour gemacht. Aber wie konnte Karoline im Ernste sagen, Goethe mache Merck als Ahasverus die Cour, da dieser hier, immer Scherer's Mißdeutung als richtig angenommen, in nichts weniger als vortheilhaftem Licht erscheint. Was thut denn Scherer's Ahasverus-Merck? Auf Hamans Fluch, wollte sich der arme Schelmen- (oder Schöpfsen-) haufe, der noch zu unserm Hergott laufe, nicht zum Unglauben bekehren, „so sollen sie alle Teufel zerreißen“, erwidert er trocken: „Insofern ist mir's einerlei“; er will sie ruhig dem Teufel überlassen, sich nicht darum kümmern.

Doch brauchts all*), dünkt mich, nicht's Geschrei.
 Laßt sie am Sonnenlicht sich vergnügen,
 Fleißig bei ihren Weibern liegen,
 Damit wir tapfre**) Kinder kriegen.

Und auf Hamans Bekenntniß, nur die Vernunft solle sie führen,
 „ihr himmlisch klares Angesicht“, entgegnet er spottend:

Hat auch dafür keine Waden nicht.
 Wollens ein andermal befehen.
 Beliebt mir jetzt zu Bett zu gehen.

Wie hätte Karoline meinen können, mit diesem Kaiser, der gern in Ruhe gelassen sein will, nur auf sinnlichen Genuß denkt, der im zweiten Akt als „Königsjau“ und „Schwein“ bezeichnet wird,

*) „All“ im volkstümlichen Gebrauch im Sinne von „eben“.

**) Rommsen (bei Scherer) vermuthet „tapfer“ im Sinne von „tüchtig“. Aber „tapfer“ scheint auf die Soldaten zu gehen, die der Kaiser gut brauchen kann, wobei der Spott auf den Soldatenverkauf deutscher Fürsten zu Grunde liegen mag. Bei „tapfer“ würde man auch für „wir“ lieber „sie“ lesen. Daß Ahasverus wirklich an Soldatenverkauf denkt, beweist Hamans Antwort, so etwas leide kein Prophet; denn Haman stellt sich als Prophet der Vernunft dar. Ich verstehe nicht, wie Scherer (Frühzeit S. 39) die Worte: „Das leidt sein Lebtag kein Prophet!“ auf die Indiskretion beziehen möchte, mit welcher Leuchsenring, dessen doch bis dahin noch gar nicht gedacht ist, sich eingemischt habe.

habe Goethe Merck „die Cour machen“ wollen. Eine saubere Cour! Und woher wäre Karolinen die Einsicht gekommen, unter Mardochai sei Leuchsenring gemeint? Mußte sie dann nicht auch Esther für Mercks Gattin nehmen und über die schmäbliche Darstellung derselben empört sein? Auch spricht entschieden gegen die Deutung Mardochais auf Leuchsenring der rohe, gemeine Ausdruck, den ihm Goethe zugleich mit dem Bekenntnisse giebt, daß es bei seinem Kapern nicht ganz rein zugehe, da beides auf das schärfste dem weichen, empfindsamen, schwärmerischen Tone Leuchsenrings widerspricht. Haman soll nach Scherer Herr von Laroche sein. Aber was hat dieser Freidenker, der freilich von unverzöhnlichem Haß gegen das Pfaffenthum und von bitterm Widerwillen gegen alle Empfindsamkeit erfüllt war, mit dem leidenschaftlichen Christenverfolger Haman zu thun? Sah er ja vielmehr in verständiger Aufklärung das einzige Mittel zur Bekämpfung des herrschenden Aberglaubens

Hier zeigt sich gerade die leidige Folge des durchaus irrigen Verfahrens der neuern Deuter, die, statt auf den eigentlichen Kern der Dichtung einzugehen, an die einzelnen Personen sich halten, über der Frage, wer mit ihnen gemeint sei, die Hauptsache, die dichterische Entwicklung, übersehen. Will man ja auch Wilhelm Meisters Lehrjahre literarisch deuten! Fragen wir, was wollte Goethe mit den beiden Akten des Stückes auf der Bühne des Marktchreiers? Dieser selbst bemerkt, das „treffliche Trauerstück“, die „Historia von Esther in Drama“, sei „nach der neuesten Art, Zähnklapp und Grausen gepaart“*). Es galt eine übermüthige parodische Darstellung der biblischen Geschichte gegenüber dem feinen ergreifenden Drama von Racine. Die Hauptpersonen waren in der Geschichte gegeben; sie sollten nur alle ins Rohe und Lächerliche im schärfsten Gegensatz zur französischen Eleganz gezogen werden. Daß dabei einzelne Züge von den empfindsamen Separatisten und von den Aufklärern hergenommen wurden, war sehr natürlich, ohne daß deshalb bestimmte Personen vorschweben müssen, denen freilich einzelnes zum Theil entspricht, aber kein einzelner

*) Auffallend steht hier dem Reim zu Liebe „gepaart“, da Zähnklappen und Grausen die Folge desselben Schreckens sind, den das Stück erregen soll.

ist gemeint, alle Personen sind frei ins Barocke gezeichnet. Daß das ganze Stück Zähnkappen und Grausen hervorbringen solle, ist nicht ernst zu nehmen, so wenig als beim zweiten Akt, von dem Hanswurst verspricht, es sollten den Zuschauern Thränen in die Augen kommen. Dem Dichter genügen hier die beiden ersten Akte; wie das Stück enden wird, konnte dem Bibelfundigen nicht zweifelhaft sein, aber Goethe läßt es gelegentlich durch den Amtmann verkünden, und schon der gleich am Anfange auf der Bühne sichtbare Galgen deutet darauf.

Wir sahen, daß Karolinens Aeußerung über den von Goethe gesandten „Jahrmarkt in Versen“ trotz der von Scherer versuchten Deutung der beiden Akte des Dramas Esther nicht auf unser „Jahrmarktsfest in Plundersweilern“ paßt. Demnach muß er von diesem verschieden gewesen sein. Wir denken uns den „Jahrmarkt“ viel kürzer, vielleicht eingeleitet durch Verse an Merck. Neben andern auf einen Jahrmarkt gangbaren Personen trat wohl Leuchsenring als Tiroler auf wegen seiner „Briefe und Bänder“ bedeutender Personen, die er als Heiligthümer vorzeigte. Herder sagt von ihm, er tröbele mit den Fasern des Herzens und der Freundschaft überall als mit Flitterbändern. Seine Einführung muß so bezeichnend gewesen sein, daß man die persönliche Beziehung nicht verkennen konnte. Ob außer ihm noch andere persönliche Beziehungen unter den Jahrmarktmasken sich gefunden, können wir nicht errathen, Leuchsenring muß aber jedenfalls am ausgeführtesten gewesen sein. Diesen ursprünglichen „Jahrmarkt in Versen“ wird Goethe später weiter ausgeführt, ja vielleicht völlig umgestaltet haben. Neuerdings hat Wilmanns auf diese Möglichkeit hingewiesen, und ich selbst habe in meinem Leben Goethes, wie schon lange vorher*), das „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“ als vom „Jahrmarkt“ verschieden erklärt. Dafür spricht auch, daß Goethe als Frau von Laroché im Sommer 1773 ihn um den „Jahrmarkt“ bat, von dem sie durch Merck erfahren haben mochte, ablehnend erwiderte (am 11. Juli): „Meinen ‚Jahrmarkt‘ halt' ich mir vor, Ihnen selbst zu lesen und Ihnen viel zu erzählen.“ Wir möchten glauben, die

*) Vgl. meine „Neuen Goethestudien“ (1860) S. 36, wo ich in dem ältern „Jahrmarkt“ einen Streit zwischen einem feinen empfindsamen Schleicher und einem derben Geradeaus vermuthet habe.

Weigerung sei deshalb erfolgt, weil er das Gedicht zu erweitern beabsichtigte. Bald darauf kam Frau von Laroche mit ihrer ältesten Tochter auf acht Tage nach Frankfurt, aber daß Goethe, obgleich er damals sehr viel mit ihr verkehrte, ihr den „Jahrmarkt“ vorgelesen, glauben wir deshalb bezweifeln zu müssen, weil er dies auch nicht that, als Fritz Jacobis Gattin, die einige Zeit später mit dessen Halbschwester Charlotte in Frankfurt verweilte und mit Goethe sehr vertraut war, die lustige Dichtung nicht hörte, ebenso wenig Jacobis angeheiratete Tante, Johanna Fahlmer, die seit dem vorigen Herbst mit ihrer Mutter in Frankfurt wohnte und viel mit Goethe verkehrte. Jenen Freundinnen versprach er, als Johanna sie im Herbst zu längerem Aufenthalt nach Düsseldorf begleitete, die Sendung des „Jahrmarktes“. Dies dürfte darauf deuten, daß er die Dichtung auch damals noch nicht für fertig hielt, sondern sie weiter ausführen wollte. Johanna, das „liebe Tänzchen“, scheint ihn von Düsseldorf aus daran gemahnt zu haben. Am 18. Oktober antwortete Goethe: „Mit meiner Autorschaft stehts windig. Gearbeitet hab' ich, aber nichts zu Stande gebracht. Den ‚Jahrmarkt‘ sollen Sie haben, außs Wort, ihn nicht aus der Hand zu geben, noch — Ich brauche keine Konditionen mit Ihnen.“ Daß es sich nicht um die Abschrift eines den Freundinnen schon aus einer Vorlesung bekannten Gedichtes handle, zeigt ihre Aufnahme des „Jahrmarktes“, den Goethe erst mit dem zweitfolgenden Briefe sandte, dem er auch Muster von Kleiderstoffen beilegte. Am 31. schrieb er an Johanna: „Daß unsere Expedition schnell gehe zu beiderseitiger Ergözung, folgt hier das Schönbartspiel und die Läppchen.“ Auf diese Sendung bezieht sich die sechs Tage spätere Aeußerung von Jacobis Gattin: „Das geschenkte Drama ist sehr wohl angebracht. Tänzchen [Johanna] macht ein saures Gedicht, indem sie dieses schreibt; sie spricht, es sei gemauet [weil manches nicht gehörig ausgeführt, nur angedeutet war]. Allein das thut nichts dazu; Ihre Venusrede darin hat mich nach Würden ergözt; und ich danke Ihnen recht sehr für dieses Vergnügen. ‚Orgelum Drageley, Dudeldumdey‘ haben wir gestern einigemal angestimmt. Ergo!*)

*) Das den aus den Vorderjäten gefolgerten Schluß; einführende lateinische Ergo liebte wohl Goethe in launiger Unterhaltung, weshalb Betti sich hier desselben scherzhaft bediente.

Scherer (Goethe-Jahrbuch I, 86) meint der „Venusrede“ wegen, Goethe habe gleichzeitig auch „Künstlers Erdewallen“ oder etwas ähnliches gefandt: aber die Bezeichnung des „Jahrmarktsfestes“ als Drama ist nach dem Gebrauch der Zeit, die sogar eine einzige Szene also nannte (vgl. „des Künstlers Vergötterung“ in den „Briefen Goethes an Frau von Laroche“ S. 55.), und seine „Venusrede“ konnte Betti doch in dem unvergleichlichen Wohlklang, in dem frischen Flusse und der treffenden Bezeichnung des lustigen Stückes finden. Auch ist es sehr unwahrscheinlich, daß Goethe damals etwas anderes Dramatisches geschickt habe, als das, was der Brief ausdrücklich nennt. Jacobi schreibt gleich nach der Ankunft des Packets an Wieland: „Ich wollte, ich könnte Ihnen eine allerliebste Schnurre mittheilen, die dieser wunderbare Kopf [Goethe] ausgeheckt hat; sie heißt ‚der Jahrmarkt zu Plundersweilern‘.“ Dieser würde, hätte das Packet auch „Künstlers Erdewallen“ enthalten, dessen wohl eher als dieser Schnurre gedacht haben. Und wir werden gleich sehen, daß „Künstlers Erdewallen“ erst dem folgenden Jahre angehört. Goethe schenkte im Frühjahr 1774 das „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“ und „Pater Brey“ unter der Bezeichnung „Neueröffnetes moralisch-politisches*) Puppenspiel“ seinem in Gießen studirenden jungen Freunde Klinger, mit der Erlaubniß, damit anzufangen, was er wolle, auch sie herauszugeben. Prof. Höpfer, bei dem er wohnte, bot sie Nicolai an. „Wollten Sie,“ schreibt dieser (bei Nieger S. 26), „noch Possenspiele von Goethe verlegen? Es sind keine persönliche Satiren darin. Goethens Name ist statt alles Lobes. Ein Freund von Goethe, der bei uns studirt, besitzt das

*) Moralisch- und politisch, sittlich und praktisch; denn politisch deutet auf die im Leben sich bewährende Klugheit, wie seit Christian Weise (1642—1708) eine Masse Schriften erschienen, die im Titel den Namen politisch führten, so „der politische Redner“, „der politische Rächer“. Vgl. Goedekes Grundriß I, 523 f. Gar nicht hierher gehört die von Schröder angeführte *Politica dramatica* (die Politik dramatisirt) von Mitternacht. Die Bezeichnung ist eben so launig zu nehmen, wie das aus Horaz vorgelesene Motto: *Et prodesse volunt et delectare poetæ*, und die Vignette einer Violine mit Bogen. Dem Dichter war es nur um eine heitere, anspruchslöse Abschilderung des Lebens zu thun.

Manuscript als Geschenk des Verfassers. Das Ganze ist 5 bis 6 Bogen stark.“ Die Bethuerung, daß keine Satiren darin seien, kann wenigstens nicht beweisen, daß das „Zahrmarttsfest“ ohne persönliche Beziehung sei, da wir dies von dem andern Stücke, „Pater Brey“, bestimmt wissen; freilich müssen die Beziehungen eben so wenig, wie in diesem Stücke, allgemein verständlich gewesen sein; sonst würde Höpfners sich gehütet haben, sich in dieser Weise zu verbürgen. Da Nicolais Antwort sich verzögerte, drängte Höpfners am 14. Juli; zugleich meldete er: „Die Goetheschen Manuscripte wachsen wie ein Schneeball. Ich habe wieder ein kleines Drama [„Künstlers Erdewallen“] und einen ‚Prolog‘, zusammen drei Bogen, von ihm erhalten.“ Alle vier Stücke zusammen nehmen im ersten Drucke nur 6 Bogen ein. Nicolai lehnte, noch ehe Höpfners wiederholte Frage eintraf, den Verlag „einiger Possenspiele“ Goethes ab. Nicht gern möchte er an solchen persönlichen Satiren auf irgend eine Art theilnehmen, schrieb er; er müsse gestehen, daß er sie gar nicht billige. „Gelehrte müssen sich in Acht nehmen, dem Namen eines Gelehrten, auf den die Weltleute ohne dies mit Verachtung schauen, nicht zu schaden. . . . Das ungezogene Spotten geht ißt ohne dies schon, besonders in den ‚Frankfurter Anzeigen‘ und in dem ‚Wandsbecker Boten‘, zu weit.“ So wenig traute er der Versicherung Höpfners, es seien keine Satiren darin, da ihm Goethes Farze gegen Wieland und der „Prolog zu Bahrdt“ im Sinne lagen. Auch gegen Merck muß sich Nicolai über Goethes Pasquillen erklärt haben. Darauf bezieht sich dessen Antwort: „Keine Pasquillen sollen Sie weiter nicht von ihm sehn. . . . Die Pasquinaden, die er gemacht hat [es können nur die von Höpfners angebotenen Possenspiele gemeint sein], sind aus unserm Birkel in Darmstadt, und alle Personen sind gottlob so unberühmt und unbedeutend, daß sie niemand erkennen würde.“ Auch Scherer muß annehmen, daß Merck damit nicht strenge die Wahrheit sage (Frühzeit S. 42), doch er spiele dabei den Diplomaten, besonders da Nicolai in dem „Zahrmarttsfeste“ vielleicht als Bauer kritische Besen verkaufe. Wir wissen nicht, ob Merck bekannt war, daß das „Puppenspiel“ einen Verleger an Beygand gefunden; aber durch Unwahrheit Goethe für die Vergangenheit zu vertheidigen konnte ihm den wider

Wieland und Bahrdt erschienenen Spottschriften gegenüber kaum einfallen; er will diesen nur gegen den Vorwurf der Böswilligkeit in Schutz nehmen und die Pasquinaden als Gesellschaftsscherze entschuldigen, deren Entstehung er kenne, und so bezieht er sie alle auf Darmstadt. Dabei mögen ihm besonders „Pater Brey“ und der „Jahrmart in Versen“, vielleicht auch das „Concerto drammatico“ vorschweben; am wenigsten folgt daraus, daß alle Figuren der Puppenspiele auf bestimmte Personen des darmstädtischen Kreises gehen, was selbst die kühnste Deutung bisher nicht zu behaupten gewagt. In nicht geringem Widerspruche mit Mercks Ausspruch, den die neuere Deutung, soweit er ihr günstig ist, für sich verwerthet, während sie das ihr Widersprechende einfach zur Seite läßt, steht Goethes eigene Aeußerung aus dem Jahre 1813 im dreizehnten Buche von „Wahrheit und Dichtung“. Dort heißt es, nach der Dichtung von „Werthers Leiden“, die mit einem schon 1809 im Schema sich findenden Irrthum in das Jahr 1772 gesetzt wird, habe ihn von der Bearbeitung und Vollendung größerer Werke die Lust zu dramatisiren abgehalten, die „über jene Gesellschaft gekommen“. Lassen wir die Richtigkeit dieser Behauptung hier auf sich beruhen, wer ist unter „jener Gesellschaft“ gemeint, die gleich darauf „jene produktive Gesellschaft“, weiter unten „jene Sozietät“ genannt wird? Es ist der frankfurter Kreis, nicht der darmstädtische, dessen in diesem ganzen mit dem Besuche in Thalehrenbreitstein beginnenden Buche noch nicht gedacht ist, obgleich es auch von der Anwesenheit Mercks und seiner Familie in Frankfurt berichtet; es ist dieselbe kleine Gesellschaft, deren genialtolle Lebensart im fünfzehnten Buche bei der Anwesenheit von Salis erwähnt wird. Freilich ist derselben vorher nicht genauer gedacht, nur schwebt sie bei den „jüngern Freunden“ vor, denen er „Werthers Leiden“ vorgelesen. Auch bei Klopstocks Anwesenheit spricht er von sich und seinen Freunden. Die bedeutendsten Mitglieder derselben waren Horn, Riese, Crespel, Kayser und Klinger. Die genauere Bekanntschaft des letztern machte Goethe im Winter 1772/73; Klingers Zimmerchen im Rittersgäßchen war Sonnabends der Schauplatz ihrer lustigen Versammlungen. Wie es mit jener Lust zu dramatisiren sich verhalten, setzt Goethe an der bezeichneten Stelle auseinander, und er leitet dann „kleine

Produktionen“ davon her, die man belebte Sinngedichte nennen könnte; sie seien „ohne Schärfe und Spitzen, aber mit treffenden und entscheidenden Zügen reichlich ausgestattet“ gewesen. Man habe Gegenstände, Begebenheiten, Personen an und für sich, sowie in allen Verhältnissen bestehen lassen, nur sie deutlich zu fassen und lebhaft abzubilden gesucht; das Urtheil darüber, billigend oder mißbilligend, habe sich vor den Augen des Beschauers in lebendigen Formen bewegen sollen. Dieser Art sind wirklich einige kleinere Gedichte, auf die Goethe weiter unten deutet, aber er schreibt sie irrig den „gemischten“ Gedichten zu; auch erschienen sie erst später, in der dritten Ausgabe der Werke. Zuerst nennt er die Gedichte in dramatischer Form. „Das ‚Fahrmarttsfest‘ ist ein solches [belebtes] Sinngedicht“, fährt er fort, „oder vielmehr eine Sammlung von Epigrammen.“ Zur Erklärung fügt er hinzu: „Unter allen dort auftretenden Masken [das Stück heißt ja „ein Schönbartspiel“, wie Goethe auch noch später Schönbart, das man schon damals statt Schembart sagte, für Maske gebraucht] sind wirkliche, in jener Sozietät lebende Glieder oder ihr wenigstens verbundene und einigermaßen bekannte Personen gemeint; aber der Sinn des Räthsels blieb den meisten verborgen; alle lachten und wenige wußten, daß ihnen ihre eigensten Eigenheiten zum Scherze dienten.“ Demnach würden wir meist frankfurter Persönlichkeiten und solche, die mit dem frankfurter Kreise in Verbindung standen, hier zu suchen haben. Aber die bisherigen Deutungsversuche stehen hiermit in entschiedenem Widerspruche, da unter den entlarvten Masken, alle noch so großen Wagnisse zugegeben, nur die meist kaum angedeuteten zuschauenden Honoratioren auf Frankfurter gehen, keiner seiner jüngern Landsleute sich findet, die man vor allen erwarten müßte, dagegen er selbst, von dem in jener Aeußerung gar keine Rede ist, und der Spott geht meist auf literarische, nicht auf persönliche Verhältnisse, ja die ganze Charakteristik, die Sinngedichte seien ohne Schärfe und Spitzen, mit treffenden und entscheidenden Zügen reichlich ausgestattete belebte Bilder gewesen, paßt gar nicht. Es begegnet hier Scherer dasselbe, was auch sonst zuweilen, seine Behauptung widerstreitet geradezu dem Zeugnisse, von dem er ausgeht. Wenn Goethe seinen belebten Sinngedichten Schärfe und Spitzen abspricht, so sikt nach Scherer „die

höchste, bewunderungswürdige Kraft in den literarisch-satirischen Beziehungen". Goethes eigene Behauptung, in diesen belebten Epigrammen hätten die eigensten Eigenheiten von wirklichen Personen des frankfurter Kreises und der mit ihm Verbundenen zum Scherz gebient, läßt sich der Dichtung selbst gegenüber nicht halten. Solche Eigenheiten erscheinen so wenig in lebendiger Auffassung und Darstellung, daß die meisten Masken nur ins Leben gesetzte typische Ausprägungen des bestimmten allgemeinen Charakters sind, so der Tiroler, die Tirolerin, der Besenbinder, der Nürnberger, das Pfefferkuchmädchen, Marmotte, der Schweinemezger, der Ochsenhändler, der Wagenschmeermann, in denen sich auch nicht der allergeringste individuelle persönliche Zug findet, so daß der Deuter, statt die betreffende Beziehung darin nachzuweisen, sich begnügen muß, ihnen einen Zettel mit das ist in die Hand zu geben, damit sie die von ihm gewollte Person darstellen. Scherer behauptet sogar, oft finde sich „schlagende Charakteristik durch eine einzige Zeile“. Ich erinnere mich, daß Geheimrath Brügemann von Berlin auf der Philologenversammlung zu Frankfurt in seiner leichtfertigen Weise einmal behauptete, es hätten sich lateinische Dichtungen aus dem Zeitalter der Zwölfstafelgesetze erhalten, die sich mit dem Nibelungenliede vergleichen ließen: als aber Prof. Rudolf von Raumer bemerkte, es würde ihm sehr interessant sein, durch den geehrten Herrn Redner diese kennen zu lernen, mußte er gestehen, freilich könne er nicht solche lateinische Gedichte nachweisen. Wie fern wir auch sind, jenen berliner Geheimrath von sehr beschränktem und oberflächlichem Wissen mit Scherers gründlicher Gelehrsamkeit und lebendiger Anschauung irgend in Vergleich zu stellen, so möchten wir ihn doch um ein Beispiel einer solchen schlagenden einzeiligen Charakteristik bitten. Wie sehr er sich auch mit Aufwendung aller literarischen Kenntniß und allen Scharfsinns bemüht hat, Stützpunkte für seine persönliche Ausdeutung zu finden, ich suche vergebens nach einem solchen Beispiel schlagender Charakteristik. Oder liegt etwa in dem Worte, welches das den Kram anstaunende Milchmädchen dem Zigeunerhauptmann erwidert: „Man sieht sich an den sieben Sachen blind“, eine schlagende Charakteristik des „Geschmackes an kraftloser Sentimentalität“, der Karoline Flachsland zugeschrieben wird. Ganz

erstaunlich wäre es doch, wenn Goethe bei dem Bestreben, in den Masken persönliche Charakterzüge anzubringen, so gar unglücklich gewesen, daß dies ihm auch in keinem einzigen Falle wirklich gelungen wäre. Auf den Gedanken, in allen Jahrmarttsfiguren Beziehungen auf persönliche Bekannte anzubringen, konnte dieser überhaupt nicht kommen, da ein solcher, völlig unkünstlerischer Plan ihn an der glücklichen Zeichnung eines belebten Bildes des Jahrmarttsstrebens hindern, ihm beschwerliche Fesseln anlegen mußte. Scherer hat nicht verkannt, daß dem Dichter hier ein solches Bild „von Anfang bis zu Ende interessant und komisch“ gelungen; es ist eine geniale Humoreske, die nicht durch die Absicht, immer ein Janusgesicht zu zeigen, zugleich die typische Maske und eine individuelle Person, beengt werden konnte. Wenn Goethes Aeußerung nicht allein Scherers Deutung, sondern auch der Dichtung selbst widerspricht, so muß sie auf Irrthum beruhen, der sich aus der Abblaffung seiner Erinnerung erklärt. Die Aeußerung, daß diese Schnurre ein solches belebtes Sinngedicht sei, könnte man Goethe zugeben, aber unmöglich das daran sich schließende „oder vielmehr eine Sammlung solcher Epigramme“. Man halte sich nur recht vor, was dieser Ausdruck besagt, wonach durch das Ganze kein dramatischer Faden gehen, nur einzelne für sich bestehende Epigramme mit einander verbunden sein würden, um die Unmöglichkeit der Annahme einer solchen Komposition (in der eigentlichen materiellen Bedeutung dieses von Goethe mehrfach bespotteten Ausdrucks) zu erkennen. Wir halten es nicht für unmöglich, daß die ganze Stelle „oder vielmehr . . . zum Scherze dienten“ einer der manchen bei der Durchsicht gemachten Zusätze ist; wenigstens würde auch der Zusammenhang durch diese Annahme gewinnen. Aber wenn Goethe auch ursprünglich so geschrieben hatte, wie leicht konnte er darin irren, da die ursprüngliche Gestalt des „Jahrmarttsfestes“ ihm damals jedenfalls nicht mehr vorlag, er auch der erweiterten Fassung von 1778, die schon in die erste Ausgabe der Werke übergegangen war, kaum noch ganz genau sich erinnert oder sie zu diesem Zwecke angesehen haben dürfte. Einen ganz ähnlichen Irrthum habe ich Goethe-Jahrbuch V, 338 ff. in den „Jahr- und Tagesheften“ unter dem Jahre 1802 in Bezug auf das „Stiftungslied“ nachgewiesen, von dem es dort heißt, die Gesellschaftsglieder

hätten sich darin unter leichten Masken verhüllt gar wohl erkennen können. In dem am Anfange bezeichneten Aufsatze ist der Nachweis geliefert, daß manche Aeußerungen, die Goethe über seine eigenen Werke in „Wahrheit und Dichtung“ gethan, den vorliegenden Thatfachen widersprechen; davon ist nichts abzudingen, weder durch Verschweigen noch durch Verdrehen der einfachen Sachlage. Ein solcher Irrthum in Bezug auf eine vierzig Jahre vorher fallende Dichtung ist doch sicher keineswegs unglaublich: die Erinnerung war getrübt und dem Dichter hatte sich eine andere Vorstellung vom Charakter jener Schnurre untergeschoben, die er frei ausführte.

Doch wenden wir uns zu dem Nachweise der Willkürlichkeit und Haltlosigkeit der einzelnen von neuern Forschern vorgebrachten persönlichen Deutungen. Den Spuren von Wilmanns und Scherer ist Richard Maria Werner (Goethe-Jahrbuch I, 174—185) entschlossen nachgegangen, der es leicht hatte, aus noch unbenutzten Schriften des Vielschreibers Schmid und den erfurtischen gelehrten Zeitungen manche Anspielungen herauszufinden, an welche freilich nur der glauben kann, der überall bei der entferntesten schattenhaften Aehnlichkeit handgreifliche Beziehungen zu sehen vermag. Weil der Marktschreier bemerkt, sie hüteten sich in ihrer Tragödie vor Zoten und Flüchen, seit der Landkatechismus in einer Nacht die Gegend sittlich gemacht habe, und jener Schmid in einer Beurtheilung dem goetheschen „Brieft des Pastors zu ****“ dieselbe „Naivetät und Treuherzigkeit“ zuschreibe, die im „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk“ so sehr gefallen habe, ist das „Jahrmarktsfest“ erst nach jener Beurtheilung vom 1. Februar geschrieben und wurde gleich darauf vollendet; denn auf unsere Schnurre beziehe sich Goethes Aeußerung an Kestner vom 11. Februar: „Ghester Tage schick' ich euch wieder ein ganz abenteuerlich novum.“ Freilich verwirft Werner mit Recht Scherers Beziehung dieser Worte auf das „Concerto drammatico“, aber es kann keine Frage sein, daß mit dem novum, wie ich längst bemerkt, die „Zwo biblischen Fragen“ gemeint sind, die das Datum des 6. Februar tragen und gleich gedruckt wurden. Unsere Schnurre ward in der ersten Frühlingswoche an Merck gesandt, wie oben gezeigt ist. Kurz vor den „Zwo biblischen Fragen“ war der „Brief des Pastors“ erschienen. Der

„Zahrmarkt“ sollte nicht gedruckt werden. *) Eine andere, ebenso haltlose Entdeckung theilte Werner im folgenden „Goethe-Jahrbuch“ (S. 445) mit. Den Bauer mit den Besen verwies er nach Schwaben, für welches die Besenbinder charakteristisch seien. Es bedurfte dagegen kaum des Verweises von Boxberger (dasselbst III, 364), daß Günther Schlesien das Besenbinderland nenne. Welche Gegend Deutschlands hätte denn keine Besenbinder und müßte sich seine Birkenreiser aus der weiten Ferne kommen lassen? Birkenwälder sind über ganz Deutschland verbreitet. Von gleichem Werthe ist die noch spätere Entdeckung, der Lichtputzer, der als Hanswurst auftreten muß, sei der erfurter Professor Meusel. Aber freilich noch wichtiger war es, daß Werner zur langen Rede des Marktschreiers, wie er sich ausdrückte (Goethe Jahrbuch I, 181), „die Vorlage gefunden“. Armer Goethe, der sich für seinen Marktschreier, von dem er so viele lebendige Exemplare gesehen hatte, nach einer „Vorlage“ umsehen muß! Und nach welcher? Wenn Schmid schreibt: „die größte Belohnung der kleinen Mühe“, welche ihm seine „Anthologie“ verursacht, sei die Bekanntschaft mit vortrefflichen Männern gewesen, so ist dies die Vorlage zu der Aeußerung des Marktschreiers, er könne Brief und Siegel zeigen von der Kaiserin aller Reußen und von Friedrich dem König von Preußen; aus den „vortrefflichen Männern“ hat Goethe die beiden Majestäten gemacht. Wir scherzen nicht, nein Werner behauptet dieses im Ernste. Wenn der Marktschreier renommirt, Menschenliebe habe ihn den „weiten Weg“ geführt, so hat Goethe, wie Werner mit seltenem Scharfsinn herausgefunden, Schmid's Worte benutzt: „Zu einer solchen Sammlung wäre allerdings ein Greis geschickter, der unsere ganze Literatur von Blatt zu Blatt hätte entstehen sehen, als ein Jüngling, der sich schon mehr als zwanzig Jahre zurückstudiren muß.“ Was will man mehr! Läßt sich das Haschen nach Anspielungen bitterer parodiren? Doch kehren wir zu Scherer zurück,

*) Am 6. hatte Goethe an Kestner geschrieben: „Merd hat das einliegende novum mitgebracht, das ich euch sende.“ Dieses novum war sein „Brief des Pastors zu ***“, den Merd hatte drucken lassen. Den 12. Dezember hatte er seinen Bogen über die Baukunst gesandt. Das Freitag den 6. Januar gesandte Impressum comicum war nicht von Goethe. Vgl. Brief 42 an Kestner.

der sich durch Werner fast überflügelt sieht. Zunächst müssen wir rügen, daß er über seiner Personensuche den dramatischen Zusammenhang ganz außer Acht läßt. Er beginnt: „Plundersweilern ist natürlich Frankfurt. Und an die frankfurter Messe wird gedacht.“ Aber der Ort der Handlung ist, wie deutlich vorliegt, ein Landstädtchen, als dessen Honoratioren der Amtmann und dessen Frau, der Arzt, der Pfarrer, ein adliges Fräulein und deren Gouvernante auftreten. Der Name ist frei gebildet; er bezeichnet einen Plundermarkt. Eigentlich sollte er Plundersweiler heißen; weiler tritt am Ende vieler Namen auf, wie bei andern Hagen, Heim, Dorf, Kirch, Hof, Haus, und bei den letztern findet sich auch die Erweiterung durch en. Schon der Name deutet darauf, daß hier von keiner bedeutenden Messe die Rede ist; denn wenn auch auf solchen sich ein gewöhnlicher Krammarkt findet, so ist das Treiben auf demselben und die Bewegung des Ortes viel bedeutender als hier hervortritt. Goethe hatte ohne Zweifel auch an andern Orten Jahrmärkte gesehen, bei denen, wie hier, Kram- und Viehmarkt verbunden waren. Unsere Dichtung fällt einige Wochen vor die mit Ostersdienstag (1773 den 13. April) beginnende frankfurter Ostermesse.

Vor allem muß der dichterische Rahmen vom Jahrmarkt selbst geschieden werden. Das gnäbige Fräulein, von dessen Herkunft wir nichts hören, läßt den Doktor, auf dessen Verwendung der Marktschreiber die Erlaubniß zu seinen Vorstellungen erhalten hat, durch einen Bedienten ersuchen, sie zur Frau Amtmann zu begleiten, um dort das Gaukelspiel zu sehen. So geht dieser denn mit dem Fräulein durch das Meßgewühl, während die Gouvernante in Begleitung des Pfarrers folgt. Das Eintreten des ersten Paares beim Amtmann wird durch ein paar Worte angedeutet, wogegen die Gouvernante mit dem Pfarrer stumm eintritt; beim Abschiede empfiehlt sich auch die Gouvernante, doch der Pfarrer kommt auch hier nicht zu Wort. Auffallend genug hat hier auch die spätere Bühnenbearbeitung nichts geändert. Die von Wilmanns begonnene, immer weiter gehende persönliche Deutung hat zwischen diesem dramatischen Faden und dem eigentlichen Jahrmarkt keinen Unterschied gemacht, nur der Bediente ist glücklicherweise (hier ist noch ein Kranz zu

gewinnen!) der Deutungsfucht entgangen; es ist ihm gelungen, als simpler Bedienter durchzukommen. Nachdem Tiroler, Bauer und Nürnberger ihre Sachen ausgedoten, sehen wir das Fräulein am Arm des Doktors. Bei einer Tirolerin, die vom Fräulein ange-redet wird, bleiben sie stehen; die Gouvernante, die mit dem Pfarrer nachkommt, hat sie bemerkt, und fordert den Pfarrer zur Eile auf, damit sie bald zum Fräulein gelangen. Dem geistlichen Herrn aber sticht das lustige Pfefferkuchenmädchen in die Augen, so daß er sich nochmals mahnen lassen muß*); des Pfarrers verlegene Antwort: „Wie sie befehlen!“ wirkt dadurch komisch, daß sie als Erwiderung auf die Frage: „Sticht Sie das Mädchen?“ erscheint, während dieser nur die Aufforderung: „Geschwind, Herr Pfarrer, dann!“ im Sinne hat. Es wäre hierüber weiter nichts zu sagen, da die Sache ganz einfach ist (die Gouvernante will nicht von ihrem Fräulein getrennt sein und drängt deshalb den säumigen Pfarrer zur Eile): aber auch hier hat sich eine falsche Deutung eingedrängt. Scherer, der in dem Doktor Goethe sieht, hält es für verhältnismäßig sicher, daß Goethe als ein gefährlicher Mensch galt (diese schon in seinem Aufsatz über „Stella“ vorgebrachte Behauptung werden wir unten bei Besprechung derselben ins Licht setzen), und er „sich darüber in dieser diskreten Weise lustig macht“. Man sollte doch denken, wäre der Doktor der Gouvernante gefährlich vorgekommen, so würde sie der Einladung des Fräuleins sogleich sich widersetzt haben. Nein, sie will, wie sich gebührt, von ihrem Fräulein nicht getrennt sein, ist dabei etwas ungehalten, daß Seine Hochwürden sich von der Welt etwas zu sehr anziehen lassen. Auch Schröder meint, die Gouvernante sei besorgt, der Doktor könne ihrem Fräulein gefährlich werden, und er scheint anzunehmen, nur deshalb sei sie darüber aufgeregt, daß der Pfarrer sich beim Pfefferkuchenmädchen aufhalte.

Zum Rahmen des Auftritts gehört auch der erste einleitende

*) In den Worten: „Geschwind, Herr Pfarrer, dann“, scheint dann nicht, wie oft, unserm jetzigen denn zu entsprechen, da es in diesem Falle nach geschwind stehen müßte, es ist, wie auch sonst, verkürzte Form von dannen, das freilich gewöhnlich mit von verbunden ist.

Auftritt zwischen dem Doktor Medicus (so heißt er ausdrücklich in der Personenangabe*) und dem Marktschreier. Der letztere hat sich an den Arzt des Landstädtchens, den er, weil er auch Heilmittel verkauft, als seinen Kollegen betrachtet, mit der Bitte gewandt, ihm den Erlaubnißschein zur Theatervorstellung auf dem Markte (wohl beim Amtmann) zu verschaffen; er ist zu diesem gekommen, der ihm den Erlaubnißschein eben eingehändigt hat, wofür er ihm seinen Dank ausspricht. Sodann hören wir den Marktschreier den sittlichen Charakter seiner Bühne hervorheben, nur bedauern, daß sein Hanswurst erkrankt sei, so daß er ihn durch einen andern ersetzen lassen müsse, wie wir später erfahren, durch den Lichtpuzer. Freilich sollte eigentlich der Marktschreier selbst diese Rolle übernehmen, wie auch die Bedeutungen von Marktschreier und Hanswurst ineinander übergehen, aber ihn nimmt sein anderes Geschäft in Anspruch. Eine höchst glückliche humoristische Erfindung ist es, daß der Arzt sich den Marktschreier, dessen Heilmittel er sonst wohl zu prüfen beauftragt ist, als Kollegen gefallen läßt, ja ihm auch die Erlaubniß zur Vorstellung auf dem Theater erwirkt, dessen Prinzipal, „Entrepreneur“ dieser ist. Beide Figuren zeigen durchaus keinen individuellen Zug, der uns berechtigte, bestimmte Personen in ihnen zu suchen. Nimmt man „Marktschreier“ im bildlichen Sinne, so kann es freilich nicht schwer halten, Originale zu solchen Prahlhanszen zu finden, aber wir haben hier einen wirklichen Marktschreier, der seine Medikamente auf offenem Markte charlatanmäßig ausruft, und es fehlt jede Berechtigung, daneben eine bestimmte Person zu erkennen. Fast noch weniger ist dies beim Doctor Medicus, dem angesehenen Arzte des Landstädtchens, der Fall, dem Goethe durch die Kollegialität, welche er dem Marktschreier beweist, einen humoristischen Anstrich gibt. Einen sachlich treffenden Beweis, daß unter dem Marktschreier der Vielschreiber Professor Schmid, Dr. juris, in Gießen, unter dem Doktor Goethe selbst zu verstehen sei, hat weder Wilmanns noch Scherer noch irgend ein anderer von allen, die ihnen beige stimmt, erbracht oder nur zu er-

*) In der spätern Bearbeitung, die sonst genaue szenarische Angaben hat, ist diese ganz weggefallen, und auch hier die Szene nicht bezeichnet.

bringen versucht. Scherer scheint etwas mit der Bemerkung zu sagen: „Beide im Leben *Doctores juris*, werden hier in die medizinische Region übertragen.“ Das ist eben nichts als Redensart. Zu einer höchst unwahrscheinlichen Annahme bedürfte es der allertriftigsten Gründe, die nicht darin liegen können, daß man annimmt, alle Masken unserer Schnurre seien Spottbilder wirklicher Personen und man keine andere dazu passendere findet. Freilich hieß Goethe unter den Bekannten allgemein „der Doktor“, aber Doktor war der allgemeine gangbare Name aller Juristen, auch der bloß zum Lizentiaten promovierten, wogegen man für den Arzt gewöhnlich *Medikus* brauchte, wie das Wort auch noch im „*Werther*“ steht. „Der Doktor ist tolerant“, fährt Scherer fort, „gönnt dem quacksalbernden quasi-Kollegen den Profit, und weiß, daß die Kunst doch beiderseits nicht groß: ganz in Goethes lässiger Art, die Merck so entschieden bekämpfte.“ Ich bekenne, das letztere nicht zu verstehen. Wenn der Dichter den Doktor offenherzig bekennen läßt, die Arzneikunst könne im Grunde wenig bewirken, so daß man der Natur ihren Lauf lassen und nur die Hoffnung in den Kranken zu erhalten suchen müsse, so ist dies seine eigene, freilich manche Ausnahmen zugebende Ansicht. *) Aber was hat dies mit den schönen Künsten zu thun? Und läßt Goethe seine Personen Aeußerungen thun, die ihrem Charakter entsprechen, aber auch zufällig mit seinen eignen übereinstimmen, so berechtigt dies nicht zur Behauptung, er verstehe unter diesen Personen sich selbst. Konnte man auch dem gießener Schmid in gewisser Weise einen Marktschreier nennen, weil er alle Mittel in Anwendung brachte, um für seine Sache Reclame zu machen (Werner weist darauf hin, daß er sich selbst einmal unter dem Namen eines Schweigerhausen gepriesen habe), so ist er insofern von einem Marktschreier verschieden, als das Marktschreien dessen eigentliches Geschäft ist, er sich für einen solchen ausgiebt. Und wie kommt es, daß, wenn die Deutung Schmid-Goethe richtig sein soll, der Doktor *Medikus* in einem so freundlichen Verhältniß zu diesem Marktschreier Schmid steht, welcher doch Goethe so widerwärtig war,

*) Noch 1779 schrieb er, so lange die Medizin als Schlotfeger wirken solle, habe er immer Vertrauen auf sie. Vgl. Sprichwörtlich 171 ff.

nicht seiner Marktschreierei wegen, sondern weil er sich in alles mischte, über alles urtheilen zu können glaubte. Nein, dieses sonderbare Paar erklärt sich rein aus der zur Einführung des Jahrmarkts, insonderheit des Puppenspiels, von Goethe äußerst glücklich erdachten Situation. Von Anfang an ist alles vortrefflich und zweckmäßig. Der Marktschreier verspricht dem Doktor, dem er sich als Kollegen aufdrängt, den besten Dank, wie ihn ein Mann dieser Art abstatton kann: in aller Welt will er seinen Ruhm ausposaunen, daß er ein Doktor aller Doktoren ist, und dabei so wenig vornehm, daß er allen gefällig sich erweise, wie er es an ihm erfahren, da ja sonst die Aerzte Marktschreier zu „kujoniren“ pflegten.*) Dem Danke für den Erlaubnißschein fügt er den Ausdruck der Hoffnung hinzu, daß der Doktor ihn heute Abend mit seiner Gegenwart beehre, wo sie ihr Aeußerstes thun werden. Sonderbar steht der Ausdruck „auf allen Vieren“, der wohl bildlich zu fassen ist, ähnlich wie „mit Händen und Füßen“, welchen Gebrauch ich freilich nicht zu belegen vermag; denn daß sie wirklich auf Händen und Füßen gehen, wie Goethe einmal zu Leipzig den alten Direktor Koch als Crispin in Palissots „Philosophen“ hatte auftreten sehen, paßt hier durchaus nicht, wollte man auch annehmen, der Hanswurst hätte sich so gezeigt oder es wären in den Zwischenakten auch Thiere erschienen; hier ist ja von der Hauptvorstellung die Rede.**)

Zuletzt gesteht der Marktschreier gutmüthig zu, daß es ihm nicht um die Kunst, sondern bloß um den Erwerb zu thun sei. Der Doktor hält sich zunächst an das eigentliche Geschäft des Marktschreiers, durch das er sein Kollege ist, weshalb er ihn auch Bruder nennt. Darin wünscht er ihm den besten Erfolg, Gottes Segen, „unzählbar in Schnupf-

*) Ich habe bereits vor langer Zeit (Neue Goethestudien S. 74) bemerkt, daß in der aus dem Nachlasse von Jacobi stammenden Handschrift der spätern Bearbeitung, jetzt im Besitze der Großherzoglich Weimarischen Bibliothek, sich kujonirt an der Stelle des in den Werken stehenden schikanirt erhalten hat. Schroer kennt diese Handschrift nicht.

**) Wilmanns meinte, in den Worten: „Hoffe, ihr werdet . . . amüsiren“ stecke ein Zitat aus Schmid. Werner gibt ihm darin recht, kann aber keine solche Stelle nachweisen. Mit solchen leeren Vermuthungen täuscht man nur sich selbst.

tuchs Hagelregen“. Auf das Gerüst, auf welchem der Marktschreier steht, werfen die Käufer den zum Empfang der Medikamente nöthigen, in ein Schnupftuch gebundenen Bagen, worauf diese in demselben Schnupftuch das „Päckel“ mit den Medikamenten erhalten.*) Gern gönnt er seinem Kollegen den Profit, trotz seiner Konkurrenz; er verachtet ihn nicht als Charlatan und Quackfalber, da er weiß, wie wenig auch der gelehrteste Arzt mit seiner Kunst vermag. Solche allgemeine Ausfälle auf einen ganzen Stand sind recht im Sinne des Puppenspiels, das dagegen, wenn es einem weitem Kreise verständlich sein soll, Anspielungen auf einzelne Personen möglichst meiden muß. Als unser humoristischer Doktor sich darauf nach der ersten Vorstellung erkundigt, bemerkt der Marktschreier, bei seiner heutigen Tragödia sei dem Verlangen der Zeit nach „süßen Worten und Sittenprüchen“, durch die sich das französische Drama auszeichnet**), und der Abneigung vor allem Rohen, „Zoten und Flüchen“, Rechnung getragen, wobei er hervorhebt, daß die ganze Gegend, in der er neuerdings herumgezogen, plötzlich sittlich geworden, was er in launiger Weise dem „Landkatechismus“ zuschreibt. Das ist die einzige literarische Anspielung, die, weil nur zur Zeit und fast nur in der nächsten Umgebung verständlich, bei der spätern Bearbeitung durch eine allgemeinere Aeußerung ersetzt werden mußte. J. G. Schlosser hatte schon 1771 ohne seinen Namen einen „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk“ in Frankfurt herausgegeben; dem eigentlichen Katechismus ging eine lange Einleitung voraus, worin der Verfasser berichtete, daß er bei dem Besuche eines Landgutes zu seinem Erstaunen die Tugenden des goldenen Zeitalters gefunden und auf nähere Erkundigung erfahren habe, dies hätten

*) Diese Erklärung verdanke ich H. Köhler. Schröder bemerkt: „In das ausgebreitete Schnupftuch des Marktschreiers werfen die Zuschauer ihre Gaben, die Hanswurst für ihn sammelt.“ Wie dieser sonderbaren, durch nichts belegten Deutung das „Schnupftuch 'rauf!“ sich füge, sehe ich nicht. Hier ist zunächst nur von dem Profit die Rede, welchen der Marktschreier als Kollege des Arztes macht.

**) Selbst das allgemein gangbare, auch Goethe nicht fremde süß wird von Werner aus den „Erfurtischen gelehrten Zeitungen“ hergeholt, in denen er ganz willkürlich überall Schmid sprechen läßt.

die weisen Lehren des Verwalters bewirkt, der den Landleuten die Tugend interessant und liebenswürdig gemacht, indem er gezeigt, wie die Ausübung der Pflichten mit dem eigenen Vortheil unzertrennlich verbunden sei. Denselben Zweck hat der darauf folgende nicht katechetische, sondern in zusammenhängendem Vortrage die Pflichten des Menschen abhandelnde Katechismus. Bei der anfangs 1773 erschienenen zweiten Auflage wurde der Katechismus auch als besondere Schrift gedruckt, was der Verleger am 8. Januar anzeigte. Der Marktschreier hat bei seiner Aeußerung keinen Spott im Sinne; er hat nur überall von dem „Katechismus der Sittlichkeit für das Landvolk“ gehört, und daß auf dem Lande einflußreiche Personen durch dessen Verbreitung und in dessen Sinne zu wirken suchten, wodurch auch dort eine sittliche Richtung allgemein geworden, was er auf seine übertreibende Weise bezeichnet. Freilich spricht hieraus Goethes Spott, daß man durch solche Mittel auf die Sittlichkeit zu wirken hofft, er wird aber dadurch gemildert, daß er aus dem Munde des Marktschreiers kommt. Bei diesem ist eben alles reine Marktschreierei; denn was er von der Sittlichkeit seiner Tragödia sagt, ist einfach nicht wahr, da der Ton derselben äußerst roh und anstößig. Richtig ist Scherers Bemerkung, der Spott schließe sich an die Sonderausgabe des Landkatechismus. Dagegen äußert Werner den haltlosen Einfall, der Dichter deute auf eine Aeußerung Schmid's über den Landkatechismus, der in einem von Frankfurt datirten Artikel der „Erfurtischen gelehrten Zeitungen“ (daß dieser von Schmid sei, wäre noch zu erweisen!) die darin herrschende „Naivetät und Treuherzigkeit“ gelobt und ihn mit zu den in den dasigen Gegenden von Zeit zu Zeit erscheinenden kleinen Schriften gezählt habe, welche auch andere Gegenden erhellen könnten. Was sollte hier eine solche den wenigsten verständliche Beziehung, die dazu ohne Wiß wäre, gegenüber dem allgemein verbreiteten Enthusiasmus über den Landkatechismus, den Goethes Humor hier streift. Der Doktor wirft ihm ein, daß das Puppenspiel, wenn man es in solcher Weise sittlich beschneide, langweilig werde, was freilich auch Goethes eigene Ansicht war, die er, wie schon Wilmanns bemerkt, ganz im Einklang mit unserer Stelle kurz vorher, am 6. März, in einem Briefe an Salzmann ausgesprochen hatte. Der Marktschreier muß stillschweigend

bestimmen, und um so mehr bedauern, daß sein Hanswurst augenblicklich krank sei (der Marktschreier kann ihn leider nicht kuriren), da dieser, wenn die Leute über allen sittlichen Reden eingeschlafen seien, mit seinen drolligen Späßen sie aufwecke. Bei diesem wird es denn auch nicht an „Zoten und Flüchen“ fehlen, die aus dem Stücke selbst glücklich, aber bei der dem Hanswurst gestatteten Freiheit vergebens, ausgeschlossen sein sollen. Und auch das Stück selbst ist trotz der Versicherung des Marktschreiers gemeinroh und plump.

Sonderbar fehlt dieser Szene der nöthige Abschluß; denn ohne weiteres tritt der Bediente des gnädigen Fräuleins mit dessen „Empfehl“ und Einladung auf. Möglich wäre es, daß hier beim Drucke oder in der Klinger geschenkten Handschrift ein paar Verse ausgefallen wären, etwa die beiden, die wir in der spätern Bearbeitung nach der eingeschobenen längern Unterhaltung über die Noth eines Theaterdirektors lesen (75 f.). Kann man nach der frühern Fassung beim Theater des Marktschreiers noch an ein Puppenspiel denken, so ist hier von persönlich auftretenden Schauspielern die Rede.

Wir haben nicht die geringste Nöthigung gesehen, den Marktschreier auf Schmid und den Doktor auf Goethe zu deuten; zeigt sich ja kein einziger Zug, der nicht aus den typischen Charakteren beider Personen und dem Laufe des Gesprächs sich von selbst entwickelte, der rein auf Schmid und Goethe deutete. Die Suche in Büchern und Zeitschriften, um irgend etwas zu finden, was mit den Reden des Marktschreiers übereinstimme, kommt uns eben so seltsam vor, als wenn vor Jahren Heller nachweisen wollte, Goethes römische Elegien seien aus übersezten Stellen der lateinischen Erotiker zusammengesetzt. Auf einzelne Aeußerungen eines von ihm wenig geschätzten Mannes zu fahnden und sie dem Marktschreier in den Mund zu legen, obgleich er fürchten mußte, kein Mensch werde die Anspielung wittern, konnte Goethe um so weniger einfallen, als er sein Puppenspiel leicht hinwarf, wie es ihm die Laune eingab. Die Unmöglichkeit, daß Schmid und Goethe zu verstehen, tritt am schlagendsten hervor, wenn man das Verhältniß beider zu einander mit dem zwischen dem Marktschreier und dem Doktor vergleicht. Goethe spricht von Schmid immer verächtlich, er spottet über dessen Sucht, sich überall hervorzudrängen, sich überall anzuhängen, und

hier soll er gutmüthig den Menschen unterstützen, damit er sein Brod finde, soll sich ihn als Kollegen gefallen lassen. Seine gute Laune, mit welcher er ihn einmal in Gießen fast vernichtete, mußte ihn ganz verlassen haben, wenn sein Spott hier so mattherzig ausgefallen wäre, er keinen einzigen bezeichnenden Zug von ihm angebracht, sondern sich begnügt hätte ihn als Marktschreier und Entrepreneur eines Puppenspiels zu bezeichnen; von allen den Seiten, an denen er ihn persönlich packen konnte, hätte er keine getroffen, den Spargel, wie Goethe sich einmal bei anderer Gelegenheit äußert, nicht tiefer aus der Erde herauszuheben vermocht.

Der Bediente richtet den Auftrag seines gnädigen Fräuleins, man möchte sagen, so unschuldig, so rein bedientenhaft aus, daß es bisher niemand eingefallen, in ihm eine bestimmte Person zu vermuthen, und doch müßte eine solche auch hier angenommen werden, wenn man Goethes Aeußerung streng nehmen wollte. An der eigentlichen Darstellung des Jahrmarkts ist der Bediente eben so wenig betheilig, wie der Amtmann nebst Frau, der Pfarrer, das Fräulein und die Gouvernante. Aber nicht bei diesen Personen allein, auch bei den ersten Figuren des Jahrmarkts fällt jeder Versuch einer persönlichen Deutung in sich zusammen. Der Tiroler, der Besenbinder (Bauer) und der Spielsachen verkaufende Nürnberger sprechen nur ihre typischen Personen so rein aus, daß man für die Entdeckung irgend eines darüber hinausgehenden Zuges einer wirklichen Person kühn den höchsten Preis aussetzen kann. Und doch ist jede persönliche Deutung, welche dieses nicht leistet, auf Sand gebaut. Die Worte, mit denen jene ihre Waaren ausbieten, sind größtentheils den wirklichen Marktrufen dieser Leute entnommen oder darnach gebildet. Dies wollte auch wohl der Beurtheiler in den „Erfurter Zeitungen“ mit der Bemerkung sagen, das Stück sei „besonders voll von Volksliedern“. Es ist ein loses Spiel, wenn man im Tiroler deshalb Goethe oder dessen Verleger Deinet oder die „Frankfurter Anzeigen“ sehen will, weil er Stück für Stück für sechs Kreuzer ausruft und in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ angegeben wurde, daß Goethes Bogen „Von deutscher Baukunst“ so viel koste. „Sechs Kreuzer“ war eben ein sehr geringer Preis, wie bei uns jetzt fünfzig Pfennig, und wer möchte, wenn auf unsern

Märkten „Stück für Stück fünfzig Pfennig“ ausgerufen wird, darin eine besondere gelehrte Anspielung suchen! Nicht begründeter ist die Annahme, der Bauer, der die verschiedenen Arten seiner Besen und ihre Bestimmung so klassisch ausruft, gehe auf einen Kritiker, der „seine kritischen Künste prahlerisch ausschreie“. Sie ist noch lächerlicher als die berüchtigte leutbecherische Erklärung, in den Versen der „Walpurgisnacht“ des „Faust“:

Der Frühling webt schon in den Birken,
Und selbst die Fichte fühlt ihn schon,

sei Fichte gemeint, der Nicolai kritische Ruthenstreiche gebe. Sind denn die Besen bloß Ruthen und ertheilt der Besenbinder, der sie verkauft, die Ruthenstreiche? Trotz allem und dem Mangel jedes über den simplen Besenbauer hinausgehenden Wortes dachte Wilmanns an Herder, Schröder an Nicolai, während Scherer die hier gemeinte „deutsche Recensir- und Reklame(?)=Anstalt“ unbestimmt läßt, aber auf Schirachs „Magazin der deutschen Kritik“ räth, Werner, wie oben bemerkt, die schwäbischen Besenbinder zu Hülfe ruft.*) Wir müßten also annehmen, dem Dichter sei die Absicht, auf Personen zu zielen, hier so schlecht gelungen, daß kein bestimmtes kritisches Blatt getroffen worden, man auf verschiedene rathen konnte. Aber eben die Absicht hatte er nicht und konnte er nicht haben, da sie in der Weise, wie er den Jahrmarkt darstellen wollte, nicht zu erreichen war. Nachdem es bei dem Tiroler und dem Bauer gar herrlich gelungen ist, muß auch natürlich der Nürnberger, der so beredt seine weltberühmten Spielsachen den Kindlein für ein paar Kreuzer anpreist, gedeutet werden. Scherer kommt auf einem merkwürdigen

*) In der spätern Bearbeitung hat Goethe den Bauer mit dem Tiroler in Verbindung gebracht. Der plumpe Besenbinder stößt, ehe er noch seine Waare ausruft, mit den Besen an das Mess des Tirolers, wodurch ein Theil der kurzen Waare (vgl. den Schluß des fünfzehnten Buches von „Wahrheit und Dichtung“) herunterfällt. Während diese sich streiten, steckt Marmotte, der ursprünglich erst viel später auftrat, einen Theil der am Boden liegenden Sachen ein. Freilich wird der Jahrmarkt dadurch belebter, aber es entspricht dies kaum der frühern Absicht, wonach nur das laute Geschrei beim Ausbieten der Waaren durch mehrere Verkäufer dargestellt werden sollte.

Umwege, da es sich hier „unausweichlich“ um eine literarische Zeitschrift handelt, zur „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften“. Der Herausgeber derselben war derselbe Weiße, welcher eine mit großem Beifall aufgenommene illustrierte Fibel angefertigt hatte, die der Verleger deshalb so billig verkaufen zu können erklärte, weil der Verfasser kein Honorar genommen. Und nun lese man des Nürnbergers „Liebe Kindlein, kauft ein, u. s. w.“, und frage sich, wie es möglich ist, so etwas für möglich zu halten! Schröder glaubt das Richtige mit der Deutung auf Wielands „Merkur“ getroffen zu haben: denn fünf Vierteljahr später schreibt Goethe an Schönborn: „Der Trüdelkrämer Mercurius fährt fort, seine philosophisch-moralisch-poetische Bijouteries, Stoffes, Dentelles &c., nicht weniger nürnberger Puppen und Zuckerwerk an Weiber und Kinder zu verhandeln.“ Aber der Nürnberger bietet seine Sachen als das, was sie sind, denjenigen an, die sie brauchen, und ist vollkommen in seinem Rechte, während Wieland sich schämen sollte, solches für Weiber und Kinder passende Zeug, unter dem auch Nürnberger Puppen genannt werden, seinem Publikum zu bieten, das etwas Besseres von ihm erwarten sollte: aber es ist ihm eben nur um den Erwerb zu thun. Wie kann man beides mit einander vergleichen? Ein Spott ist bei dem Nürnberger wie bei dem Tiroler und dem Bauer absolut ausgeschlossen, da sie alle drei ihre von vielen begehrten Waaren mit Fug und Recht anbieten, fast ohne ein preisendes Wort, da jeder sehen kann, was er kauft. Ihr lautes Geschrei (dieses ist es ja, weshalb sie vorgeführt werden) gehört zu ihrem Geschäft. Darauf gehen auch die Worte des Fräuleins und des Doktors, die wir jetzt auftreten sehen.

Die Aeußerung des Fräuleins, daß die Leute wie besessen schreien, spricht nur die Unannehmlichkeit aus, welche sie darüber empfindet, und ist eben so wenig persönlich bezeichnend, wie die Worte, die sie sonst zu sprechen hat, da die Gelegenheit sie ihr in den Mund legt. Auf die Ansprache der an ihrem Kram stehenden Tirolerin: „Kann ich mit meiner Waare dienen?“ fragt sie: „Was führt sie denn?“ Bei der Frau Amtmann leitet sie sich mit den Worten ein: „Frau Amtmann, Sie werden verzeihen,“ und beim Abschied sagt sie nichts weiter als: „Empfehlen uns!“ Aber obgleich

sonst kein Wort über ihre Lippen kommt, behauptet man, auch mit ihr sei eine bestimmte Person bezeichnet, ohne zu merken, daß man dadurch dem Dichter die Unfähigkeit zuschreibt, dem Fräulein nur den geringsten individuellen Zug zu geben, der auf eine solche deutet. Der einzige denkbare Anknüpfungspunkt liegt in der falschen Deutung des Doktors als Goethe und der eben so irrigen Annahme, der Gouvernante erscheine dieser für ihr Fräulein gefährlich. Da will man denn an die reizende Maximiliane Laroche oder an die ältere Münch oder an Luise von Ziegler denken, alles mit derselben Willkür. Das Fräulein ist eben nur so weit ausgeführt, wie es der dramatische Zusammenhang forderte.

Wer die bisherigen Figuren des eigentlichen Jahrmakts als rein typisch erkannt hat, wird auch in den weiter folgenden keine persönliche Beziehung vermuthen, nur durch die zwingendsten Gründe sich zur Annahme einer solchen bestimmen lassen. Die Tirolerin, welcher das Fräulein ihre Waare anbietet, zeigt sich nur als gewandte Verkäuferin; kein Wort mehr, das auf eine persönliche Beziehung deuten könnte.*) Aber was der Scharfsinn nicht thut! Scherer übersetzt die gewandte Verkäuferin, wie er sagt,

*) Die Waaren, die sie führt, auch die Pelztragen, die Palatinen, wurden unzweifelhaft damals von Tirolerinnen, mochten diese wahre oder nur sogenannte sein, geführt. Am Schlusse ist die Interpunktion bei Schröder nicht richtig, wie sie auch ursprünglich und bei der Aufnahme in die Werke ungenau war, aber alle Ausgaben haben richtig was, nicht Was. Nach „Gemalt neumodisch Band“ muß Punkt stehen; es ist die unmittelbare Antwort auf die Frage: „Was führt sie denn?“ Auch nach Hand ist Punkt, nach an Ausrufungszeichen zu setzen. Die gewandte Verkäuferin bedient sich verschiedener Wendungen. Am Schlusse ist zusammen zu nehmen: „Die Fächer! was man sehen kann! niedlich, charmant!“ „Was man sehen kann“ ist eben stehender Ausdruck für „so schön man sie sehen kann“. — Später hat Goethe auch hier besonderes dramatisches Leben dadurch hereingebracht, daß der Doktor während des Beschauens der Waaren mit der Verkäuferin artig thut und zuletzt zudringlich wird, worauf diese ihn abfahren läßt. Aber das ist doch in Gegenwart des Fräuleins, das der Doktor begleitet, gar zu arg. Ursprünglich war gedacht, daß sie bei dem Kram stehen bleiben, aber die Aufmerksamkeit der Zuschauer durch den Wagenschmeermann (später Wagenschmiermann), der sich jetzt vernehmen läßt, abgelenkt wird.

ins Literarische: „Frau von Laroché“. Und weshalb? „Von ihrer ‚Sternheim‘ erschien im Jahre 1772 eine Ausgabe unter dem Reklame-Titel: ‚Bibliothek für den guten Geschmack.‘“ Aber wie hätte Goethe der mütterlichen Freundin, die nicht einmal ihren Namen auf dem Titel ihres von Wieland herausgegebenen, mit begeistertem Beifall aufgenommenen Romans genannt hatte, auf eine solche Weise dieses ausnutzen können? Die Reklame wäre freilich arg, so arg gewesen, daß eine Frau wie Sophie von Laroché derselben durchaus unfähig war. Aber wie konnte Scherer übersehen, daß die sonderbare Ausgabe, die unter der Ortsangabe „Amsterdam und Bern“ erschien, ein Nachdruck war, woran die Verfasserin keine Schuld trug! Und in den Worten der Tirolerin findet sich durchaus nichts, als der durch ihr Geschäft geforderte Versuch, die Vorzüge ihrer Sachen herauszustreichen, was freilich bei schriftstellerischen Arbeiten in dieser Weise höchst ungehörig wäre. Ich frage, wo fände sich denn irgend eine Berechtigung, dieses „ins Literarische zu übersetzen“?

Ebenso wenig wie die Tirolerin bietet der mit seinem Esel kommende Wagenschmeermann irgend einen Anhalt zu persönlicher Deutung; er ist eben das, was er sein soll, er kündigt an, daß er mit seiner guten Waare und sein unzertrennlicher Genosse auch da sei. Aus der auf eine Beurtheilung von Schmid sich beziehenden Aeußerung Goethes an Restner vom 25. Dezember 1772: „Als ein wahrer Esel frißt er die Disteln, die um meinen Garten wachsen, nagt an der Hecke, die ihn vor solchen Thieren verzäunt und schreit denn sein kritisches I! a! ob er nicht etwa dem Herrn in seiner Laube bedeuten möchte: ich bin auch da!“ ersieht wir, daß der Eselsruf Goethe als Zeichen des Dranges, sich bemerklich zu machen, galt. Unser Wagenschmeermann reimt nicht bloß auf Wagenschmeer mit dem beginnenden her! her, sondern er läßt auch dem Ja des Esels sein Recht wiederfahren, und weist auf die Anwesenheit seines unzertrennlichen Genossen hin. Scherer meint, es müsse jener Stelle wegen, wenn auch nicht gerade Schmid, doch ein Rezensent gemeint sein, der eigentlich nichts zu sagen habe, aber alles weichlich verschmieren wolle, dem jeder kräftige Laut zuwider sei. So faßt er zu seiner Deutung Eigenschaften des Wagenschmiers

und des Esels wunderbarlich zusammen! Aber unser Mann bietet seine Wagenschmiere nur für Achsen und Räder an, für die sie doch unentbehrlich ist, und rühmt bloß ihre sehr erwünschte ausgezeichnete Weiche. Kein einziger Zug eines Kritikers findet sich, zu dessen Bezeichnung der Wagenschmeermann gerade die allerungeeignetste Person in der Welt wäre. Mit dem Ja, das er, nicht der Esel schreit, gibt er diesem auch die Ehre; er will sich nur bemerklich machen, daß man seine Anwesenheit bei seiner unscheinbaren, aber nützlichen Waare nicht übersehen möge. So ist sein Ruf eben so sehr gerechtfertigt, als jede Nebenbezeichnung, vor allem eine solche, die seinem Wesen widerspricht, ausgeschlossen. Man kann fragen, ob wir uns den Wagenschmeermann fahrend oder stehend zu denken haben. Da die Tirolerin wohl von ihrem Kram aus das Fräulein anredet, dasselbe beim folgenden Pfefferkuchenmädchen anzunehmen ist und der Zigeunerburleske die Pistolen an einem Kram gesehen haben muß, so ist auch beim Wagenschmeermann eher anzunehmen, daß er Stand genommen, als daß er schreiend heransfährt, obgleich die Möglichkeit, daß er, wie die ersten drei Figuren, mit Esel und Karren über die Bühne sich bewegt, nicht abzustreiten ist. Einen Gegensatz zum Wagenschmeermann mit seiner widerwärtigen Waare bildet das lustige Pfefferkuchenmädchen mit seinen appetitlichen Pfefferkuchen und Pfeffernüssen. Vielleicht ist es nicht ohne Absicht, daß es mit demselben Reim beginnt, mit welchem der Vorgänger geschlossen, es dem Eselsrufe *ya, ya*, das lachende *hahaha* entgegensetzt. Wenn der Wagenschmeermann ruhig warten muß, bis einer auf ihn achtet, zieht das lachende Mädchen die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich, ja selbst der Pfarrer wird von ihm gefesselt. Zu einer persönlichen Deutung desselben liegt nichts vor. Wilmanns denkt an Maximiliane von Laroche, die er aber auch schon für das Fräulein in Anspruch genommen, beides ohne den leisesten Schatten eines Grundes.

Gleich vergeblich sind alle Versuche, das beim Pfefferkuchenmädchen auftretende zweite Paar, die Gouvernante und den Pfarrer, auf bestimmte Personen beziehen. Die Gouvernante spricht bloß fünf Verse. Da sie ihr Fräulein mit dem Doktor an einem Kram stehen sieht, treibt sie den Pfarrer zur Eile, und sie wiederholt die

Aufforderung, da diesem das Pfefferkuchennädchen in die Augen sticht. Als am Schlusse des Stückes das Fräulein schon Abschied genommen, erwidert sie auf des Amtmanns Einladung, sich morgen wieder einzufinden: „Man hat an einmal satt.“ Daß in diesen wenigen vom sachlichen Zusammenhange gebotenen Aeußerungen individuelle persönliche Züge liegen, müßte der nachweisen, der eine Deutung versuchen wollte. Gegen die durch nichts begründete Vermutung von Wilmanns, Fräulein von Ravanell, die Hofmeisterin der darmstädtischen Prinzessinnen, sei gemeint, hat schon Scherer bemerkt, daß wenig Wiß darin läge, eine wirkliche Hofmeisterin als Gouvernante aufzuführen, wenn es auch mit dem Wiße bei mehreren anderen von Scherer selbst behaupteten Deutungen ebenso schlecht bestellt ist. Hier räth Scherer auf Johanna Fahlmer, aber man sieht gar nicht, welchen Zug diese mit der Gouvernante gemein hat; denn daß die Gouvernante ihr Fräulein vor dem Doktor warnen wolle, ist ein, wie oben bemerkt wurde, haltloser Einfall, und von nicht größerem Gewicht ist Scherers Behauptung (Deutsche Rundschau VI, 73 f.), Johanna könnte gewarnt haben, man solle die Mädchen vor Goethe hüten. Auf demselben Felde verzwweifelter Vermuthungen liegt Scherers Frage: „Oder ist es Frau Serviere, welche dem Dechanten Dumetz sehr nahe stand?“ Da wäre denn freilich auch der Pfarrer gefunden, für den Wilmanns kein Original finden konnte. Aber die Serviere war längst verheiratet, hatte Söhne und Töchter; sie führte das Parfümeriegeschäft ihres Mannes, der meist in Frankreich war, nur zu den beiden frankfurter Messen herüberkam. Was hätte Goethe veranlassen sollen, diese, wenn auch ernste, doch geistreiche und angenehme Frau, eine so höchst unbedeutende Rolle als Gouvernante eines adligen Fräuleins spielen zu lassen? Und was die Beziehung auf den Dechanten zu St. Leonhardi betrifft, so ist übersehen, daß wir uns unter dem Pfarrer nothwendig einen protestantischen Pfarrer zu denken haben, eben weil jede nähere Angabe fehlt und der Kreis, den das Puppenspiel ergeben sollte, ein protestantischer war. Der Pfarrer, der die Gouvernante zur Frau Amtmännin begleitet, spricht nur die Worte: „Wie Sie befehlen.“ Da könnte man nun freilich annehmen, dies beziehe sich auf eine bestimmte Geschichte, die im frankfurter Kreise

bekannt gewesen. Wer kühn genug wäre, könnte den offenbacher Pfarrer Ewald hierher ziehen, da das Verhältniß zu dem Komponisten Andrés in Offenbach wenigstens bis in den Sommer 1773 reicht. Aber wir sind weit entfernt einer solchen Deutung irgend eine Haltbarkeit zuzuschreiben, glauben vielmehr, daß Goethe, da er neben dem einen Paare, dem Fräulein mit dem Doktor, noch ein anderes Paar brauchte, das mit zur Frau Amtmännin ging, dazu ohne jede persönliche Beziehung eine Gouvernante und den Pfarrer wählte, die er aber eben nur so weit ausführte, als es nöthig war, um sie auf dem Jahrmarkte auftreten zu lassen. Freilich wäre der Beweis erbracht, daß unter dem Marktschreier, dem Doktor und den übrigen Masken wirkliche Personen versteckt seien, so würde die Rathlosigkeit, für das Fräulein, die Gouvernante und den Pfarrer entsprechende Originale nachzuweisen, nicht zu schwer in die Waagschale fallen, man würde dies auf Lückenhaftigkeit unserer Kenntniß des betreffenden Kreises schieben können: aber die Unmöglichkeit einer sichern Deutung tritt hier um so entscheidender hervor, als überhaupt das Fräulein, die Gouvernante und der Pfarrer nicht bloß aller individuellen Züge entbehren, sondern so unbestimmt gehalten sind, daß man ohne die Personenbezeichnung und die Anrede (bei der dramatischen Aufführung bezeichnet auch die Tracht den Pfarrer) gar nicht wüßte, wen sie vorstellten.

Nach den friedlichen Personen tritt nun ein Paar auf, das nicht von Neugierde oder der Kauflust, sondern von Beutegier getrieben wird, aber ganz vortrefflich zum Bilde des Jahrmarkts paßt, der die ganze Gegend aufregt. Der Zigeunerhauptmann und der Zigeunerbursch sind treffend gezeichnet. Mit Verachtung schaut der Zigeunerhauptmann zunächst auf den ganzen Markt, der ihm nur werthloses Zeug zu enthalten scheint, aber dem Burschen stechen zwei Pistolen in die Augen. Daß er gerade eine solche Waffe sich wünscht und sie nicht kaufen, sondern sich holen (mit List oder Gewalt sich ihrer bemächtigen) möchte, ist bezeichnend. Der Hauptmann aber weiß, daß diese Jahrmarktpistolen nichts werth sind, und sein Spott wendet sich gegen das dumme gaffende und kaufende Publikum, das für solches schlechte Jahrmarktszeug sein Geld weg-

wirft: er schilt sie Bestien, Kinder und Frazen,*) Affen und Katzen. Die beiden letzten Bezeichnungen sollen wohl nur andeuten, wie widerwärtig sie ihm vorkommen.**) Nicht den Kram möchte er, sondern über dieses ihm verhaßte behagliche Volk herfallen und seinen Muth an ihm üben, was ihm mit wenigen Leuten leicht gelingen würde. Daneben gedenkt er denn auch der Lust, sich des Krams zu bemächtigen, den der Bursch viel höher anschlägt als der Hauptmann. Der Bursche ist vom Dichter dem Hauptmann zugegeben, damit dieser gegen ihn sich offen äußere, er nicht zu einem weniger lebhaften Selbstgespräch genöthigt sei. Weiter unten erscheint der Hauptmann zweimal allein, weil dort eine solche Begleitung unnöthig ist. Obgleich das Auftreten des Zigeunerhauptmanns ganz vortrefflich dem typischen Charakter gemäß gehalten ist, er durchaus keinen individuellen, auf eine bestimmte Persönlichkeit deutenden Zug enthält, folgt man doch auch hier der einmal gegebenen Parole: „Wer steckt unter der Maske?“ Scherer äußert keinen Zweifel gegen die Deutung von Wilmanns, daß der Hauptmann Herder, der Bursch Goethe selbst sei, obgleich letzterer schon für den Doktor in Anspruch genommen ist, und Scherer mit Recht sonst eine Beziehung zweier Masken auf dieselbe Person mißbilligt. Aber was hat Herder mit dem räuberischen Zigeunerhauptmann zu thun? Denn daß dieser oft höchst unmuthig und rücksichtslos sich äußerte, berechtigte doch zu nichts weniger als zu der gierigen Lust, über das arglos sich des Jahrmarkts freuende, sonst ganz anspruchslose Volk, das seine Kreise gar nicht trübte, herzufallen, Käufer und Verkäufer zu berauben und zu mißhandeln. Wir können uns wohl Herder, wie er sich selbst bezeichnet, als Dechant Swist mit einer Peitsche denken, mit der er anmaßende Schriftsteller abstrafte, aber nimmermehr als Straßenräuber. Doch hat Herder sich neuerdings unter der Deutungswuth so Entsetzliches gefallen lassen müssen, daß man sich auch gegen ihn als Zigeunerhauptmann nicht mehr

*) „Ihr seid ein Fraz!“ sagt Goethes Einsiedler zum Satyros, der seine Wunde nicht sehen noch verbinden lassen will.

**) Richtig stand ursprünglich nach kaufen Punkt. Das Komma, das die Ausgabe letzter Hand setzte, bringt den Ausruf „Bestienhausen!“ in ungehörige Verbindung mit „seilschen . . . kaufen“.

ſträubt. Freilich erſcheint dieſer im „Pater Brey“ als Dragonerhauptmann, aber gerade wie Leuchſenring als Pfaff; es ſind nur Verkleidungen, deren ſich der Dichter zu ſeinem dramatiſchen Zwecke bediente. Herder tritt nicht deſhalb als Dragonerhauptmann auf, weil er irgend eine Charakterähnlichkeit mit dieſem hätte, ſondern weil er im entſchiedenſten Gegenſatze zu dem Pater Brey ſich zeigen, dem weichen Pfaffen imponiren ſollte. Leonorens Bräutigam mußte längere Zeit weg geweſen ſein, um dem Pfaffen Gelegenheit zu geben, ſich bei dieſer einzuniſten, und da Goethe jenen nicht wohl der Wirklichkeit gemäß gleichfalls als Geiſtlichen einführen konnte, der in beſtändiger Verbindung mit ihr geblieben, der nur durch ſeltſame Verhältniſſe abgehalten worden war, ſie gleich heimzuführen, ſo wählte er mit Abſicht gerade den allerentgegengeſetzten Stand, den eines Hauptmanns, der auf gut Glück, um ſeinen Thatendrang zu befriedigen, in italieniſche Dienſte getreten iſt, wodurch der Dichter auch den Zweck erreichte, daß man gerade in der Verkleidung Balandrinos am wenigſten an Herder dachte.***) Nicht weil in Herders Charakter etwas von einem Dragonerhauptmann lag, verkleidete Goethe ihn in Balandrino, bei dem wir es zweifelhaft laſſen müſſen, ob dieſes ſein wirklicher Name oder ein in Italien angenommener ſein ſoll (ballandra heißt Rutter), ſondern die freie dramatiſche Ausführung bedingte dieſes. Von Herder hat Balandrino eigentlich nur die herzliche Liebe und die reine Geſinnung, ja der Hauptmann zeigt im Stücke ſo wenig etwas Soldatenmäßiges, das gerade Losgehen auf ſeinen Gegner, daß er zunächſt auf des Würzkrämers Schnafe eingeht. Wenn es deutlich vorliegt, weſhalb Herder in dem ſpäter geſchriebenen „Pater Brey“ in einen italieniſchen Hauptmann, wie Merck in einen Würzkrämer verkleidet ward,

*) Wenn Schröder (in Kürſchners Nationalliteratur, Goethe VI, 304) behaupten will, ich leugne die Beziehung des „Pater Brey“ auf Leuchſenring, Herder und deſſen Braut, ſo hat er mich leichtfertig mißverſtanden; ich erkläre mich nur gegen die „genauere Deutung“, d. h. die Zurückführung aller einzelnen Züge auf wirkliche Verhältniſſe. Die dramatiſche Ausführung iſt eben ganz frei, wie es ſich am deutlichſten in der unſaubern Verhöhnung des alle Welt reformiren wollenden Paſtors zeigt. Das ſtarke Mißverſtändniß liegt hier einzig auf Schröders Seite.

so sieht man dagegen durchaus nicht, wie Goethe darauf gekommen sein sollte, auf dem Jahrmarke ihn als räuberischen Zigeunerhauptmann einzuführen, wogegen der Zigeunerhauptmann an sich dort seine berechnete Stelle hat. Nicht weniger seltsam ist es, daß Goethe sich ihm als Zigeunerbursch zur Seite gestellt habe. Mochte dieser früher sich wohl eine ähnliche Unterordnung gefallen lassen können, wie wir es noch Ende 1772 sehen, schon anfangs 1773 war eine solche Spannung eingetreten, daß er sich nicht als einen unter diesem stehenden Zigeunerburschen darstellen konnte. Sein Zwist mit Herder würde ihn auf eine viel entsprechendere humoristische Darstellung geführt haben. Und hätte er wirklich sich unter dem Burschen zu denken vermocht, kaum hätte er die persönliche Beziehung mehr verhüllen, also seinen Zweck mehr verfehlen können.

Das Fräulein erscheint endlich am Arme des Doktors vor dem Hause der Frau Amtmann*), die auf dessen Entschuldigung das fast formelhafte: „Wir freuen uns von Herzen. Willkommenen Besuch!“, erwidert, sonst den Mund nicht aufthut, selbst nicht beim Abschiede, wo der Amtmann sie vertritt. Trotz dieser auffälligen Beschränkung auf das Allernothwendigste, trotz des Mangels an jeder Andeutung einer Individualität wagt man auch die Frau Amtmann persönlich zu deuten, entweder auf Frau von Laroché, mit der Wilmanns sehr freigebig ist, oder auf Goethes Schwester. Wie Goethe habe darauf kommen können, seine geliebte Schwester, die in der Gesellschaft die Herrschaft führte, so völlig unmündig, so ganz null und nichtig darzustellen, hätte man doch fragen sollen: aber Goethes unselige Aeußerung, alle Masken seien natürliche Personen, mußte auch die allertollsten Deutungen decken, nur der Bediente wurde ausgenommen. Im Namen Goethes und seiner Schwester lege ich ernstest Einspruch gegen die Beleidigung ein, die in dieser abgeschmackten Deutung liegt. Wäre in dieser Frau Amt-

*) So steht im Text, dagegen in der Personenbezeichnung Amtmannin, in der spätern Bearbeitung Amtmännin. — Diese spätere Bearbeitung fügt die szenarische Bemerkung hinzu „kommt aus der Hausthüre“. Schon vor dem Anfange des Jahrmarkts ist bemerkt, links sei eine Laube vor der Thür des Amtmanns, worin ein Tisch und Stühle.

mann ein Zug ausgeprägt, so wäre es nur die völlige Unmündigkeit. Aber Goethe hat überhaupt den Eintritt beim Amtmann und den Abschied außerordentlich knapp gehalten, und auffallend genug auch bei der spätern Bearbeitung nicht weiter ausgeführt. Des Doktors Bemerkung: „Ist doch heute des Lärmens genug!“ scheint sich an den Amtmann zu richten, dessen Anwesenheit freilich erst aus dem folgenden erhellt.

Der Besuch im Amtmannshause hat den Bänkelsänger herangelockt. Dieser gehört ganz eigentlich, wie der Marktschreier, das Puppen- und das Schattenspiel, auf den Jahrmarkt. Daß der Bänkelsänger ein christlich sittlicher ist, mag durch die vorwiegende Neigung zur Sittlichkeit veranlaßt sein; wie man das Puppenspiel von volksthümlichen Flüchen und Zoten und allem andern Rohen frei gehalten wünschte, so hat auch der Bänkelsänger sich der Zeit gefügt; er empfiehlt den lieben Christen*) sich zu bessern und sich der Tugend hinzugeben, die allein glücklich mache, die auch so leicht zu haben sei, wenn man nur wolle. Der Amtmann, der freilich nicht leugnen kann, daß der Gesang erbärmlich genug sei, erkennt die gute Absicht an, ohne darauf zu achten, daß es dem Bänkelsänger nicht um die Sache, sondern nur um seinen Erwerb zu thun ist. Fehlten nicht alle szenarischen Bemerkungen, so würden wir hier lesen, daß die Gesellschaft den Sänger mit milden Gaben beschenkt hat. Sonderbar fehlt dieses auch in der spätern Bearbeitung. Dort lesen wir: „Bänkelsänger kommt mit seiner Frau und steckt sein Bild auf; die Leute versammeln sich“, und es heißt dann nach dieser Strophe: „Die folgenden Verse ad libitum.“ Das ist jedenfalls gegen die ursprüngliche Absicht, nach welcher der Sänger nicht ein Bild erklären, sondern bloß ein sittliches Lied singen sollte. Die folgenden Worte des Amtmanns: „Der Mensch meint's doch gut!“ schließen sich nicht allein an diese einzige Strophe an, sonder sie reimen auch auf den fünften und sechsten Vers. Schröder bemerkt, diese siebenzeilige Strophensform finde sich auch in einer Romanze Geißlers von 1774 oder vielleicht 1773. Jedenfalls hat Goethe nicht nach einem solchen Vorbilde gearbeitet, vielleicht absichtlich eine ungefüge

*) Mehrere Lieder beginnen mit der Anrede: „Ihr Christen“.

Strophenform gewählt. Die regelmäßige Form wäre es, wenn auf B. 5 noch ein Reimvers zu B. 8 folgte. Natürlich hat man auch zu dem Bänkelsänger ein Original gesucht. Scherer denkt an J. G. Jacobi, der freilich auch damals viel von Tugend sang. Aber Jacobi stand damit nicht allein, und er gehörte nicht zu den schlechtesten Dichtern dieser Art. Wie verbreitet ein solcher Singsang damals war, zeigt die von Scherer selbst angeführte Aeußerung aus den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“, wo es heißt: „Man ist endlich das Geleier mit der Tugend überdrüssig, wo der Leiermann mehr nicht sagt als: Wie schön ist die Tugend! wie schön ist die Religion! und wie ist die Tugend und die Religion doch so schön!“ Goethe brauchte demnach nicht einen bestimmten Dichter im Sinne zu haben, sondern er konnte seinen christlichen Sänger, der eben um des lieben Brotes willen singt, ohne jede persönliche Beziehung sein fades Lied anstimmen lassen. Wäre es besonders auf Jacobi gemünzt gewesen, so würde der Amtmann nicht bloß die gute Meinung des Dichters mit Achselzucken über das Lied selbst hervorgehoben, sondern eine deutliche Beziehung auf Jacobis Liedlein haben einfließen lassen, die bald darauf Gotter in seinem Briefe an Goethe neben Kölbeles „frommem Judenkind“ als ein Straßensum nennt. Aber Scherer braucht seine Beziehung des Bänkelsängers auf Jacobi auch als Stütze für die Deutung des Amtmanns, den Wilmanns für Laroché ausgegeben hatte, da dieser bis 1771 Amtmann in Bönigheim gewesen war. Bezog Wilmanns den Amtmann auf einen gewesenen Inhaber einer solchen Stelle, so hatte Schlosser, den Scherer darunter versteht, ohne aber auf dessen Titel Amtmann Rücksicht zu nehmen, eine solche Stelle damals noch nicht. Als Goethe den „Jahrmartt in Bergen“ dichtete, war Schlosser noch in Frankfurt und unverheiratet; bald darauf ging er nach Karlsruhe, wo er in die Regierung eintreten sollte; als Hof- und Regierungsrath kam er im Oktober nach Frankfurt und kehrte dann nach Karlsruhe zurück, von wo er darauf zu seinem und seiner Gattin Leidwesen nach Emmendingen als Amtmann gesandt wurde. Wenn Schlosser hier als Amtmann erscheint, so scheint es Scherer zwingend, daß die Frau Amtmännin Goethes Schwester sei; „daß beide im April 1773 noch nicht verheiratet waren, hindert die Kombination gar nicht.“ Aber es stützt

sie auch wahrlich nicht. Wie unangenehm hätte es Cornelian sein müssen, sich als Frau Amtmannin in ein solches Landstädtchen versetzt und dabei so völlig unbedeutend dargestellt zu sehen! Zu solchen Ungeheuerlichkeiten, welche die ganze neuere Goetheforschung bei den Verehrern des Dichters in Verruf bringen könnten, führt die leidige Aufspürung persönlicher Beziehungen. Und was spricht denn für Scherers Deutung des Amtmanns? Wenn Goethe den Amtmann als Freund der Sittlichkeit darstellt, so hängt dies mit dem damaligen Streben zusammen, auf die Sittlichkeit des Volkes zu wirken; daß Schloffer dies auch in seinem Landkatechismus gethan, beweist nicht das geringste für eine persönliche Beziehung, ja die gelegentliche Erwähnung des Landkatechismus scheint eher darauf zu deuten, daß dessen Verfasser sich nicht auch in einer Person des Stückes dargestellt finde. Freilich hat Scherer den Umstand, daß der Amtmann sich des Bänkelsängers (J. G. Jacobi) annimmt, weil dieser gute Gefinnungen verbreite, damit in Verbindung gebracht, daß Schloffer von jeher eine Vorliebe für Jacobi gehabt, dessen Gedichte er später herausgegeben. Von Schloffers früherer Verbindung mit Jacobi weiß wohl Scherer so wenig wie ich; diese scheint erst durch die Vermählung Schloffers mit Johanna Fahlmer entstanden zu sein; die ersten erhaltenen Briefe sind von 1780; Schloffers Ausgabe der „auserlesenen Lieder von Jacobi“ fällt erst 1784, fünf Jahre nach der von Jacobi selbst besorgten Ausgabe seiner Werke. Und wenn der Amtmann von dem Bänkelsänger sagt: „Der Mensch meints doch gut“, so ist dies doch das verächtlichste Lob, das man einem Dichter geben kann. Somit fallen alle Beweise, die Scherer für die Deutung des Bänkelsängers beigebracht hat, wenn man an sie rührt, in ihr Nichts.

Nach dem Bänkelsänger kommt ein Paar, das uns in einer echten Jahrmarktszene zeigt, wie es hier auf den Erwerb abgesehen ist. Wir erleben den Streit zwischen einem Zitherspielbuben und einem Savoyarden nebst Mürmelthiere. Beiden ist für ihre Leistung Geld zugeworfen worden; der Savoyarde hat auch den Kreuzer seines schwächern Konkurrenten an sich genommen, und er siegt, da der Rechtsstreit durch Balgen entschieden wird. Die Sache ist so kurz wie möglich ganz sachgemäß dargestellt (hier findet sich die

erste szenarische Bemerkung des Stückes); dennoch war auch hier die persönliche Deutung unausbleiblich. Die Beziehung des räuberischen Marmotte auf H. L. Wagner, die Wilmanns gegeben, ist nicht allein deshalb verfehlt, weil die sie begründende Vorwegnahme des Stoffes der „Kindsmörderin“ später fällt, sondern Wagner ließ sich erst nach der Dichtung des „Jahrmarktsfestes“ in Frankfurt nieder und trat Goethe näher. Sehr wohlfeil war es im Zitherspielbuben Goethe selbst zu sehen, aber auch eben so unglücklich; denn daß er von Marmotte besiegt wird, gereichte dem Dichter eben so wenig zur Ehre, als daß seine Einführung jedes individuellen Zuges entbehrt, da ihn niemand unter der Maske des weinenden Buben vermuthen kann. Auch spielen ja Marmotte und Zither, wie Goethe in der szenarischen Bemerkung den Buben nennt, verschiedene Instrumente, während es sich nach der Deutung von Wilmanns um ein Plagiat in der dramatischen Dichtung handelte. Und der arme Goethe soll wegen des Plagiats weinen und den Kürzern ziehen! Viel faßlicher ist freilich Scherers Beziehung auf Gleims Lied an die Mufen, worin dieser klagt, der Pfarrer wolle ihm seine Leier rauben, und es weiter heißt: „Dann aber wein' ich, wenn mein Freund . . . nur stolz ist u. s. w.“ Aber die Uebereinstimmung ist rein äußerlich, da das Weinen nicht als Folge des versuchten Zitherraubes erscheint. Hätte Goethe den Streit zwischen dem Pfarrer Spalbing und dem Liederdichter Gleim bespotten wollen, er würde es nicht in so dürftiger, die Sache gar nicht treffender Weise gethan und dazu nicht zwei musikalische Künstler gewählt haben. Hier handelt es sich ja gar nicht um den Inhalt der Kunstübung, sondern um das liebe Brot, um armjeligen Erwerb, der sogar zum Raube führt. *)

*) Später hat der Dichter hier ein Marmottenlied eingelegt, wodurch der Zitherspielbub zu kurz kommt, und man sieht nicht, wie der letztere behaupten kann, Marmotte habe ihm einen Kreuzer weggenommen. In der ersten Ausgabe der Werke, noch nicht in der zur Aufführung bestimmten Fassung, steht die szenarische Bemerkung: „Die Gesellschaft wirft dem Knaben kleines Geld hin; Marmotte rafft alles auf“; diese genügt aber nicht, den Zitherspielbuben herein-zuziehen, es müßte wenigstens sein Zitherspiel erwähnt sein. Dem Knaben war offenbar Druckfehler, wie das folgende „Marmotte“ zeigt; denn wäre bloß

Jetzt endlich wird der nahe Beginn der Theatervorstellung angekündigt. Auf demselben Gerüste, auf welchem der Marktschreier seine Waaren verkauft, findet sich auch neben dessen Standort die Bühne. Daß der Hanswurst krank ist, wissen wir schon; der Lichtpufer, der ihn vertritt, erscheint in dessen Tracht „auf dem Theater“, was doch wohl nur heißen soll auf dem Theile des Gerüsts, auf welchem die Bühne sich befindet; denn der Vorhang erhebt sich erst später. Goethe konnte nicht ahnen, daß ein gelehrter Erklärer seinen Lichtpufer-Hanswurst so arg mißverstehen werde; denn wenn dieser bemerkt: „Wollens gnädigt erlauben, Daß wir — nicht anfangen“, so liegt der Witz darin, daß Hanswurst in seiner Weise das Gegentheil von dem sagt, was man erwartet (daß das Stück gleich angehen werde), worauf auch der Gedankenstrich deutet, ähnlich wie der Hanswurst nach dem ersten Akt die auf eine besondere Mittheilung gespannte Erwartung durch die Bemerkung zum Besten hat: „Der erste Aktus ist nun vollbracht, Und der nun folgt — das ist der zweite.“ Schröder aber hat sich zu der seltsamen Vermuthung verirrt, der Gedankenstrich solle an der ersten Stelle „die komisch verwirrte, doppelstimmige Wortumstellung — für: Wollens nicht erlauben, daß wir anfangen?“ markiren“. Die Verwirrung gehört allein Schröder. Was soll denn der Gedankenstrich an der zweiten Stelle? Das es nach wollen ist (nach der Volkssprache und dem auch Goethe sonst nicht fremden Gebrauche*) nicht es, sondern das abgeknappte Sie. Nur die leidige Sucht, alle Masken auf Personen zu beziehen, hat es möglich gemacht, daß man sich auch bei dem Lichtpufer, der sich beim Puppenspiel von selbst ergab, nach einer Person umgesehen hat, welcher der Spott des Dichters gelte. Wilmanns greift auch beim Hanswurst wieder zu seinem lieben Schmid. Wenn schon jede Deutung verschiedener Masken auf dieselbe Person unstatthaft ist,

an diesen gedacht, so müßte statt dessen er und statt alles es stehen. Dies hat Schröder nicht bedacht, wenn er die Verbesserung den Knaben in der Ausgabe letzter Hand verwirft. — Schon längst habe ich bemerkt, daß die weimariische Handschrift Str. 3, 1 statt die Jungfer richtiger manch Jungfer hat.

*) Vgl. Goethes Brief an Weller vom 18. April 1818. Faust II, 1252. Sathros 276.

so scheint diese hier um so unmöglicher, als Hanswurst und Marktschreier, die beide Schmid sein sollen, gleichzeitig auftreten, ja der letztere den erstern anredet. Scherer meint, dieser könne wohl nur einen Mann bedeuten, der in untergeordneter Weise das vorhandene Licht zu besserem Brennen bringe (als ob man nicht besser wüßte, welches Amt der Lichtpuzer, der Lampenanzünder auf der Bühne hat!), und kurzweg fügt er hinzu „d. h. einen theologischen Aufklärer von geringem Range“. Solche „Uebersetzung ins Literarische“ ist der Gipfel der an einen Strohhalm sich haltenden Willkür. Wer mag denn wohl der Hanswurst sein sollen, den der Lichtpuzer vertritt? Der von Scherer ins Auge gefaßte, von Goethe später in einem Prolog verspottete Bahrdt war doch wohl etwas anders als ein „Aufklärer von geringem Range“; die Rolle eines richtigen Hanswurstes würde er gut gespielt haben. Scherers Hirngespinnste verderben die von sprudelnder Laune eingegebene Dichtung. Werner versteht unter dem Lichtpuzer Professor Meusel, der in der Art, wie er in den „Erfurtischen Zeitungen“ aufgetreten, wohl als Gehülfe Schmid's (des Marktschreiers) habe gelten können. Aber Meusel war nichts weniger als Schmid untergeordnet und ein Vertreter dieses Hanswurstes. Und wie kann man in den schlechten Witz, welche der Lichtpuzer nicht aus eigenem Triebe, sondern aus Noth in gewohnter Weise des Hanswurstes macht, nur die Spur einer persönlichen Beziehung auf einen Kritiker der Zeit sehen!

Zum zweitenmal sehen wir nun den auf dem Jahrmarkt sich herumtreibenden Zigeunerhauptmann, diesmal allein. Sein Unwille, daß das dummgläubige Volk zum Marktschreier läuft und sein Geld für nichts wegwirft, ergeht sich in den übertriebensten Ausdrücken. Was sollte dieser hier, wenn man Herder in ihm suchen müßte! Dagegen erklärt sich sein Auftreten ganz gut aus dem Wesen des Zigeunerhauptmanns, der auf dem ganzen Markte nichts für sich findet und sich im schärfsten Gegensatz zu diesem lustigen Treiben fühlt. An den beiden folgenden Figuren, einem Schweinemetzger und einem Ochsenhändler, die eben vom Viehmarkt kommen und nach vollbrachtem Geschäft, ehe sie den Viehtreibern folgen, noch eins trinken wollen, obgleich der Wirth, da sie all ihr Geld beim Einkaufe ausgegeben haben, ihnen borgen muß, scheidert die persönliche Deutung

auf das jämmerlichste. Sie sprechen sich eben entschieden als das aus, was sie sind, aber auch keine Silbe über ihren typischen Charakter hinaus. Wilmanns sieht hier wieder Leuchsenring und einen orthodoxen Pfarrer. Kann die Windigkeit solcher Deutungsversuche sich stärker parodiren? Doch Scherer überbietet ihn noch. „Etwa Schulmänner und Professoren, die sich an dem literarischen Treiben beteiligten?“ Aber sie beteiligen sich ja nur am Einkausen und Forttreiben von Schweinen und Ochsen, sind ganz in der Ausübung ihres Geschäfts begriffen, zu dem auch der nachträgliche Trunk als gewohnheitsmäßige Stärkung gehört. Wie die Professoren zu solchem unerhörten Ehrentitel gekommen, wird ganz eigenthümlich begründet. Goethe drücke sich hier so despektirlich über die Professoren aus (von einem solchen Ausdrucke kann nicht die Rede sein, da die Beziehung eben errathen werden müßte), wie Merck von den Studenten, speziell von den gießener rede. Freilich wissen wir, daß Merck den leidenschaftlichsten Widerwillen gegen die versoffenen und verlieberlichten gießener Studenten hatte, daß in Goethes „Pater Brey“ einmal „unordentlich, An Sinn und Rumor den Studenten gleich“ und bald darauf zur Bezeichnung der Unordnung steht: „Das sind mir Schwein!“: aber was berechtigte Goethe, die Professoren selbst als Schweinemetzger und Ochsenhändler einzuführen? Es ist eine eigene Logik der verwegenen Ausdeutung, daß, wenn man die Studenten als liederlich bezeichne, auch die Professoren selbst als rohes Volk, als Schweinemetzger und Ochsenhändler, figuriren dürften. Das alles aber ist noch nicht das Schlimmste! Scherer wagt sogar als zu diesem Titel berechtigt Höpfer und Wenck zu nennen. Goethe selbst war mit Höpfer, dem gründlichen Gelehrten, dem feinen Kopf, dem liebevollen, herzlichen, alles Rohe meidenden Manne, innig befreundet: und diesen hätte er als Schweinemetzger einzuführen nicht gescheut! Und Wenck, der edle, feine, höchst begabte, von Liebe zur Bildung der ihm anvertrauten Jugend ergriffene Rektor des darmstädtischen Pädagogiums ein Ochsenhändler! Man entweicht Goethe und diese vortrefflichen Männer auf gleich schändliche Weise durch einen solchen ungeheuern Gedanken, bei dem „unser Geist auf eine Weile still steht“. Und fragen wir, worauf sich eine solche Annahme stütze, so wüßten wir keinen Grund zu entdecken

als die Angabe: „beide Mitarbeiter der ‚Frankfurter gelehrten Anzeigen‘“. Aber hatte es denn Goethe hier auf eine launige Vorführung dieser abgesehen, und wo ist irgend eine Spur, daß diese sich auf eine Weise gezeigt, die ihnen von Goethes Seite diese faubern Masken hätte zuwege bringen können? Hätte er irgend die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ anzapfen wollen, so würden die neuen vom Jahre 1773, im Gegensatz zu dem durch Geist und Leben ausgezeichneten vorigen Jahrgange, ihm dazu Anlaß geboten haben. Vgl. Goethes Briefe an Kestner vom 19. und 26. Januar und Boies Brief von dem letztern Tag an Merck. Schröder hat diese Personen ganz übergangen, wohl weil er Scherer nicht durch ein hartes Wort verletzen wollte.

Der Lichtpuzer wird jetzt wieder vor der Bühne lebendig. Er scherzt über sich als falschen Hanswurst, preist dazwischen die Medikamente seines Prinzipals an und deutet auf den nahen Anfang des Stückes. In seiner Sprache bedient er sich der Freiheiten des Volksliedes nach der Weise des Hanswurstes; schließendes **n**, **ne**, **nen** werden weggelassen (**de**, **sei**), **ch** in **i**, **au**, **nit**, **t** in **is** (vor dem noch 's zu denken) und **kauf** (wie auch der Zigeunerhauptmann die volksthümliche Form **Markt** statt **Mark** hat, wie mit demselben Reimworte in „Künstlers Erdewallen“ 2, 18 f.). Mundartlich ist das **eh** (richtiger **ee**) in **mehnt**. Der **Wiß** ist der gewöhnliche des Hanswurstes, wobei Goethe sich um so weniger anzustrengen brauchte, als es nicht der rechte Hanswurst ist. Zuletzt bietet auch er Medikamente an, Pflaster und Laziere, und nachdem er den gewöhnlichen **Wiß** auf den Namen Hanswurst gemacht, fordert er zum Kaufe auf.*) In die Rede des Hanswursts und in die unmittelbar darauf folgende des Marktschreiers einen besondern Sinn zu legen ist noch niemand eingefallen; man hat sie mit Recht für das genommen, was sie sind und an ihrer Stelle sein sollen. Wäre man nur überall so verfahren! Dem Marktschreier, der sich von volksthümlichen

*) Schnupstuch 'rauf! ist eine launige Aufforderung zum Kaufe; sie sollen ihren Wagen im Taschentuche auf das Gerüst werfen. Derselbe Ruf erschallt unten noch zweimal, wo er aber verdoppelt wird; wahrscheinlich beruht es auf Versehen, daß hier das Wiederholungszeichen fehlt.

Formen nur des sehr gangbaren nit bedient, das wir auch im „Götz“ finden, scheint es zu früh für den lauten Ausruf des Publikums, da noch zu wenig Leute in der Nähe seien. Er selbst versucht nun durch eine möglichst pomphaste Ankündigung des gleich beginnenden Trauerstücks von Esther mehr Publikum anzulocken. Das Stück sei von der neuesten Art, ein Schauerstück, das Zähklappen (ursprünglich stand das abgeknappte Zähnklapp) und Grausen erregt (gepaart im Sinne von zugleich). Auch auf die schöne Ausstattung deutet er, auf die vielen Lichter, die man leider, da es noch Tag sei, nicht sehen könne.*)

Persönliche Beziehung des ersten Actes des Stückes ist eben so wenig an sich wahrscheinlich, als sie durch Scherer trotz Schrövers Beistimmung erwiesen ist. Das Puppenspiel stellt eben nur die bekannte biblische Geschichte in der mit keckem Uebermuth roß hingeworfenen Fassung dar, ohne durch persönliche Beziehungen ihr eine besondere Würze zu geben.**)

Der Marktschreier läßt darauf eine lange Reklame seiner Medicamente los, die vortrefflich in der Art solcher Leute gemacht ist, aber auch jede besondere Beziehung ausschließt. Die von Scherer aus Schmid's Musenalmanach auf 1772 angeführten Stellen beweisen gar nichts. Wie sollte auch Goethe in der lustigen Laune, mit welcher er seinen „Zahrmarkt“ hinwarf, eines im Herbst 1773 (also wenigstens vor anderthalb Jahr) erschienenen, längst vergessenen Musenalmanaches noch gedenken! Werners seltsamer Versuch, die Vorlage dieser Reklame anderswo bei Schmid nachzuweisen, wurde oben abgethan. Hauswurst unterstützt die Reklame durch Aufforderung zum Kaufe, durch das ver-

*) Auffällt, daß hier zwei Verse hinter einander mit daß beginnen und das erste daß sich nicht genau an das vorige (die Erwähnung des Inhalts und der grausenhaften Handlung) anschließt, so daß man fast statt dessen ein doch vermuthen könnte.

**) Auf die spätere völlige Umgestaltung dieser Puppenspielszenen mit übertreibender Nachahmung des kalten, steifen französischen Dramas bis zum Verse zu gehen wir hier nicht ein. Goethe hat übersehen, daß der letzte Vers seines ersten Actes auf den darauf folgenden ersten des Hauswurstes reimte; jetzt hat letzterer seinen Reimvers eingebüßt. Ursprünglich war dasselbe nach dem zweiten Akt der Fall, wo zwei reimlose Verse aufeinander folgten.

doppelte „Schnupftuch rauf!“*) Da tritt der Zigeunerhauptmann zum drittenmal auf. Er hat eben ein hübsches Milchmädchen an einem Kram gaffen sehen, das er durch das Geschenk eines zinnernen Ringes kirre zu machen hofft. Das naive Mädchen merkt nichts von dessen Absicht, sondern erwidert seine Frage in treuherziger Gutmüthigkeit, doch verlieren wir beide bald aus den Augen. Wir können uns denken, daß sie von da weiter gehen, aber Goethe hat sich absichtlich mit dieser versuchten Anknüpfung begnügt, indem er gleich darauf uns zum Amtshaus zurückführt, wo eine Unterredung zwischen Doktor und Amtmann den Uebergang zum zweiten Akte des Stückes macht. In der spätern Bearbeitung ruft das Mädchen Milch aus, neben dem Zigeunerhauptmann findet sich wieder der Bursch und beide wollen sich an sie herannähern. Ist die Ausführung auch gelungen, so war doch die frühere Fassung, daß der Zigeunerhauptmann das Mädchen gaffend am Krame stehen sieht, an der Stelle passender. Man hat natürlich auch hier wieder Herder erkannt, und so muß denn das Milchmädchen dessen Braut sein, der zinnerne Ring als Verlobungsring gelten und ihr Ausruf: „Man sieht sich an den sieben Sachen blind“, von ihrer kritiklosen Bewunderung zeugen, ja Scherer findet, daß sie damit „ausgezeichnet charakterisirt“ sei, insofern sie auf alles hereinfalle. Wenn ein so scharfsinniger, geschmackvoller Forscher darin eine ausgezeichnete Charakteristik sehen kann, so hat ihn sein Deutungseifer eben ganz geblendet. Karoline war keineswegs ohne Urtheil, aber Leuchsenring hatte auch sie durch sein empfindsames Anschmiegen ganz für sich eingenommen und gegen Merck verstimmt; dazu hatte er geschickt die Sehnsucht, die sie zu dem so lange von ihr entfernten Herder empfand, zu benutzen gewußt. Wie hätte Goethe die tiefe Herzensneigung, welche Herder unzertrennlich an Karolinen fesselte, durch die gemeine Lust des Zigeunerhauptmanns darstellen und Karolinen zu einem solchen Gänschen machen

*) Das Wiederholungszeichen fehlt in der zweiten Bearbeitung sowohl hier wie weiter unten. Schröder hat es hier wieder hergestellt, aber nicht später (463), wo er gar nicht erwähnt, daß ein solches sich dort in der ersten Fassung finde. Das ist jedenfalls ein starkes Versehen. Die Wiederholung sollte nach der spätern Bearbeitung an keiner Stelle stattfinden.

fönnen! Was ihm Karoline war, hatte Herder in einem Briefe an Merck aus dem Spätherbst 1772 ausgesprochen. Aber freilich, wenn man in dem Satyros Grundzüge von Herder entdeckt, kann man auch sein Verhältniß zu Karolinen so arg verzerren. Die durch das „Zahrmarttsfest“ sich schlingenden drei Szenen des Zigeunerhauptmanns erklären sich sattjam aus sich selbst, sie gehören ganz zu dem bewegten Bilde des Zahrmartts und bedürfen zu ihrer Erklärung keiner Annahme persönlicher Beziehungen. Dasselbe gilt von dem Gespräche des Doktors mit dem Amtmann, aus dem wir vernehmen, der letztere sei so wenig mit dem Stücke zufrieden, daß er schon den Entrepreneur hat mahnen lassen, nicht mehr so unziemliche Dinge vorzubringen, worauf dieser geantwortet, es käme derartiges nicht weiter vor und das Ganze schließe mit der gebührenden Strafe Hamans, was an ein bekanntes Geschichtchen von Euripides erinnert. Bellerophon hatte sich in dem seinen Namen tragenden Stücke auf eine solche Weise über das Geld als das höchste Glück des Lebens geäußert, daß die Zuschauer entsetzt wider den Schauspieler und das Stück loszuhren, bis Euripides auf die Bühne stürzte und bat, doch den Ausgang abzuwarten, da sie sehen würden, welches Ende dieser Bewunderer des Goldes nehmen werde.*) Das Versprechen, der zweite Akt werde sittlich sein, geht natürlich bei diesem eben so wenig in Erfüllung, als es beim ersten der Fall war, obgleich der Marktschreier weiß, daß man auf Sittlichkeit drängt.

Jetzt ruft Hanswurst wieder mit seinem verdoppelten „Schnupftuch rauf!“ zum Kaufe auf. Der Marktschreier dagegen verkündet, daß nun der zweite Akt beginnen soll, weshalb er an die Herrn, die sich unmittelbar vor dem Gerüst der Bühne befinden, die Aufforderung ergehen läßt, etwas Platz zu machen; dabei aber verfehlt er auch nicht, diejenigen, die etwa das Spiel nicht sehen wollen, auf seine Medikamente aufmerksam zu machen. Hanswurst verspricht den Zuschauern große Nührung vom zweiten Akte, wie der Marktschreier vom ganzen Stücke gerühmt hatte „Zähklapp und Grausen gepaart“. Daß Werner dadurch an eine Beurtheilung der „Er-

*) Man vergleiche die ähnliche Einmischung des Publikums, die Goethe später zu Venedig erlebte, nach seinem Briefe vom 5. Oktober 1786.

furtischen gelehrten Zeitungen“ erinnert worden, in welcher es von einem Schriftchen heißt, das Buch sei „zu Thränen rührend“, wäre undegreiflich, wenn die jüngsten Deuter es nicht in der Entdeckung solcher Beziehungen wunderweit gebracht hätten, worüber ihnen jeder Sinn für natürliche Auffassung verloren gegangen. Der zweite Akt ist eben so wenig persönlich wie der erste, zu dem er den entschiedensten Gegensatz bildet. Bei Mardochai handelt es sich wie bei Haman um die Religion; jede weitere Beziehung ist ausgeschlossen. Leuchsenring war trotz aller seiner Empfindsamkeit kein Gründer einer separatistischen Gemeinde wie Mardochai; seinen Charakter hatte Goethe, wie Jacobi schon im Jahre 1786 an Garve schrieb, in den Versen des „Pater Brey“ 152 ff. gezeichnet, wo es heißt, er wolle Berg und Thal vergleichen, alles Rauhe mit Gips und Kalk verstreichen, und endlich malen auf das Weiß sein Gesicht oder seinen Stein. Die köstliche Schilderung Mardochais als eines Gründers einer neuen Gemeinde, die alle bisherigen übertreffen solle, hat auf Leuchsenring gar keine Beziehung. Aber nicht allein erklären die rücksichtslosen Deuter Mardochai für Leuchsenring, sondern auch Esther, die so gemein sich äußert, für Mercks Gattin. Wie mag man sich denn ernstlich vorstellen, Goethe habe, und zwar nach Scherer in dem Stücke, worin er Merck selbst die Cour macht, sie so an den Pranger stellen können, wie gespannt auch das Verhältniß zwischen den Gatten sein mochte. Beide Akte sind mit demselben derben Pinsel in übermüthiger Laune gemalt; beide schließen damit, daß man zu Bette geht. Schröder bekennt, Esther sei so flüchtig skizzirt, daß sie eigentlich nur die Situation andeute, ohne charakteristisch zu sein: aber ist dies nicht eben so auffallend, ja noch stärker bei der Frau Amtmännin, dem Fräulein, der Gouvernante und dem Milchmädchen der Fall, und wird dadurch nicht jede persönliche Deutung ausgeschlossen, wenn wir nicht dem Dichter selbst vorwerfen sollen, er sei hinter seinem Zweck zurückgeblieben, es sei ihm die beabsichtigte Andeutung der Persönlichkeit jämmerlich mißlungen!

Nach dem zweiten Akte kündigt der Marktschreier an: „Seiltänzer wird sich sehen lassen“, was doch nur auf ein Intermezzo der Theatervorstellung gehen kann. Nach der Absicht des Dichters sollte der Zuschauer über die unmittelbar sich anschließende, das

Ganze endende Vorstellung des Schattenspielmanns dieses Versprechen vergessen. Bei der spätern Bearbeitung erklärt der Marktschreier, Seiltänzer und Springer hätten jetzt kommen sollen, aber es sei dafür zu spät geworden; morgen früh würden diese ihre Kunst zeigen, wobei er denn wieder die Gelegenheit ergreift, seine Medicamente zu empfehlen. Das ist offenbar gegen die frühere Absicht; denn das Stück ist ja noch nicht zu Ende, es muß wenigstens noch ein Akt folgen, den der Dichter aber nicht gibt, weil durch den Schattenspielmann die Aufmerksamkeit der Honoratioren in Anspruch genommen wird, die sich darauf empfehlen, ohne den Schluß der Vorstellung abzuwarten. Daß es draußen mittlerweile dunkel geworden, wird auch in der folgenden Szene angenommen, aber auf der Bühne waren ja Lichter, bei denen man auch den Seiltänzer sehen konnte. Hier begegnen wir wieder einer ganz ungeheuerlichen Deutung. Schon Wilmanns hatte in den Worten: „Seiltänzer wird sich sehen lassen“, eine Anspielung auf die bekannte seilerische Schauspielergesellschaft gesehen. Scherer schweigt, dagegen erklärt Werner, dies sei ganz richtig; Goethe spiele auf das von Schmid herausgegebene Gedicht „Erscheinungen“ an, worin erzählt wird, mit welchen Schwierigkeiten Seiler zu kämpfen hatte, ehe er die Erlaubniß erhielt, in der Universitätsstadt Gießen zu spielen, ja die Bewilligung ließ so lange auf sich warten, daß er davon keinen Gebrauch mehr machen konnte. Aber was hat Seiler mit Seiltänzern zu thun, als daß sein zufälliger, auf ein Handwerk deutender Name von demselben Worte hergeleitet ist, mit dem Seiltänzer zusammengesetzt ist? Und wie könnte Goethe auf eine längst vergessene Geschichte aus der Zeit, wo er selbst sich in Straßburg befand, in einer so ganz unverständlichen Weise anspielen, und wie hätte er sich die Gelegenheit entgehen lassen können, wenn er wirklich auf dieses tolle Hinhalten mit der polizeilichen Erlaubniß spotten wollte, ein paar tüchtige Peitschenhiebe der Entscheidung der Majorität des gießener Senats zu versetzen, die erklärt hatte, Schauspiele seien dem Lande überhaupt und insbesondere den Universitäten schädlich, die sich so besorgt für den Schaden gezeigt, den die Schauspiele der Sittlichkeit ihrer Studirenden bringen könne, während diese in der tiefsten Roheit und Sittenlosigkeit steckte, ohne daß der Senat auf Abhülfe sann? Es

ist die ärgste Beleidigung von Goethes frischem Humor, ihm eine solche alberne Anspielung unterzuschieben!

Den Schluß macht das Schattenspiel an der Wand im Amtshause. Gegen das vom Doktor beantragte Hereinlassen des Schattenspielmanns hat der sittenstrenge Amtmann nichts einzuwenden, obgleich man dadurch genöthigt wurde, das Zimmer (an dessen Stelle später eine Laube trat) ganz dunkel zu machen. Auf den Spruch des Doktors: „Man ist, was man bleibt“, welcher etwas sonderbar darauf deutet, daß auch die Gelegenheit den Guten, der in sich fest stehe, nicht verführe, wie das Sprichwort sagt: „Tugend kommt nicht um“, antwortet der Amtmann: „Man ist, wie mans treibt“, d. h. auf das Handeln kommt es an, nicht auf den Schein. Nach der spätern Bearbeitung läßt der Amtmann in die Laube einen Schirm (eine spanische Wand) bringen, um diese nach außen abzuschließen. Weshalb Goethe später den Ruf des Schattenspielmanns schon hinter der Szene vernehmen läßt, ist mir unklar, da des Doktors „Laßt ihn hereinkommen!“ natürlicher ist, wenn dieser den Schattenspielmann schon vor sich sieht. Seinen Orgelrefrain scheint Goethe frei gebildet haben nach „Dudeldum, dudelbei“, das schon Wieland im „Urtheil des Paris“ (1764) hat, wo „Dudeldum“ und „Dudelbei“ sich entgegengesetzt werden. Darnach schuf er auch sein „Orgelum, orgelei“. Ob er „Dudeldumdei“ schon vorfand, oder „Dudeldum, dudelbei“ so zusammenzog, wissen wir nicht, im letztern Falle müßte Schiller sein „Dudeldumdei“ in „Wallensteins Lager“ unserer Stelle verdanken. Zur Einführung des Schattenspiels nach dem Theater wurde Goethe durch keine persönliche Beziehung veranlaßt; es war dies eine der vielen Sehenswürdigkeiten auf Jahrmärkten. „Wir haben einen Teufelsreuter hier und Komödien und Schatten- und Puppenspiel“, schreibt Goethe am 14. April 1773 an Kestner. Wer auf Anspielungen erpicht ist, könnte an die durch Michaelis und Jacobi auf der Bühne eingeführten „Schatten“ denken, über die Schmid im Almanach auf das Jahr 1771 berichtete: aber nichts lag Goethe ferner. Daß der Amtmann oder ein Diener den Schattenspielmann hereinruft, ist nicht ausgeführt, auch später nicht, nicht einmal durch eine szenarische Bemerkung. Mit seinem vollen Refrain tritt dieser herein und bittet gleich, da die Lichter noch

nicht alle gelöscht sind, diese zu entfernen, dann fordert er die Damen auf, wenn sie gut sehen wollen, sich ganz ins Dunkel zu begeben. Wenn der Doktor in deren Namen erwidert: „Von Herzen gern“, so will er dieser nicht spotten, sondern nur zu erkennen geben, daß sie sich gern fügen, um den vollen Genuß zu haben; denn jener hatte bemerkt: „Nimmt sich sonst nicht aus.“ Stimmt der Dialekt des Schattenspielmanns auch in einigen Punkten mit dem des Hanswursts überein, so zeigt sich dieser doch als Deutsch-Franzose in der Weise von Lessings Riccaut, obgleich er kein einziges französisches Wort braucht als: „Mesdames“. Wir verweisen auf nicks (579), durk (583) und gottserbärmlich (611), dann auf das häufig eingeflickte bedeutungslose sie (576, 578 f., 581. 589 f. 596)*), das Abknappen des e (579. 581. 584. 591. 611. 616), des en oder n (579. 585. 592. 597. 599 f. 602. 605 ff. 615), auch des t in steh (589 f.) und is (576 f. 585. 601. 613), den falschen Gebrauch von die statt der und dem (579, wo ursprünglich auf die Erd stand,**) und 589), die falsche Wortstellung (600), den Ausfall es (vor steh und hat) 589 f.***), sie (598 ff.), sie wird (591)†). Eine strenge Folgerichtigkeit findet sich hier freilich

*) Gegen die Ansicht von Wilmanns, das pleonastische sie deute auf eine bestimmte Individualität, hat Scherer bemerkt, der Schattenspielmann radebreche die deutsche Sprache nach Art eines Romanen. Sie scheint die überall eingeflickte Anrede Sie, wie sie offenbar 602 und 614 steht; es ist ein komischer Ueberfluß von Höflichkeit, der wie eine hervorhebende Partikel sich meist an Zeitwörter (war, hab [en], sprach, steh [t]), aber auch an wie anhängt. Auffallend genug findet sich dieses pleonastische sie nur im ersten Theile der Beschreibung des Schattenspielmanns. In der weimarischen Handschrift steht diese Erd gesehe, wie auch die erste Ausgabe der Werke hat, in welcher dieser Druckfehler sein muß statt diese.

**) Schröder bringt für das von ihm vorgezogene gesehen den Reim auf 583 vor, aber der Reim ist oft verkehrt und scheint erst 581 einzutreten; völlig fehlt er 589 f. (denn Paradies soll kaum auf is des vorigen Bildes [585] reimen) 592. 594. 596—599; erst darauf reimen die Verse regelmäßig unmittelbar auf einander.

***) Sonderbar erklärt Schröder in „Steh sie Adam“ sie für er, Adam sei Apposition.

†) Erst die spätere Bearbeitung hat 601: „Is e Schand und e Spott“

nicht*), aber auch dies liegt in der Art des Deutsch-Franzosen, wie wir es auch verstehen, daß dieser in manchem die Volkssprache, mit der er in Verbindung kommt, befolgt. Die Bilder, die er zeigt und auf seine naive Weise erklärt, sind aus der Bibel entnommen, die dem Volke am nächsten liegt, das Chaos, die Schöpfung der Welt und des Menschen, die Verführung, die Vertreibung aus dem Paradies, das Sittenverderbniß, die Sündflut und die Versöhnung Gottes. Alle einzelnen Szenen werden durch den Refrain eingeleitet, der aber nur dreimal vollständig ist, vor der Schöpfung des Menschen, vor der Sündflut und zum Schlusse, wogegen das wiederholte „Orgelum, orgelai“ nur vor dem ersten Bilde, das wiederholte „Orgelum“ dreimal eintritt. Eigenthümlich ist, wie der Schattenspielmann die Sündflut schließt. Das langsame Vertrocknen der Wasser nach der Bibel bot ihm kein Bild, und da der Geschichte ein rasches Ende gegeben werden sollte, bemühte er den olympischen Götterboten, dessen Abbildung auch dem gemeinsten Manne bekannt war, worauf Goethe selbst in „Götter, Helden und Wieland“ spottet, um des spätern „Neuen Paris“ nicht zu gedenken. Man erinnere sich auch, daß er auf seinem Zimmer das Bild des Merkur immer vor sich hatte, wie wir aus seinem Briefe an Kestner vom 5. Februar 1773 wissen. Dieser Schluß der biblischen Geschichte durch den heidnischen Gott, der dem Schattenspielmann eben so persönlich ist als der biblische „Gott der Herr“, scheint mir eben einer der köstlichsten Späße. Aber die leidige literarische Deutungssucht verdirbt auch hier wieder alles. Wilmanns ist natürlich auf Wielands „Merkur“ gefallen, aber Scherer wirft ihm vor, daß er daraus nicht den einfachen Schluß gezogen, der Schattenspielmann sei Wieland, wogegen Schröder ganz richtig bemerkt, wenn Wieland Mercurius sei, so könne dieser auch nicht zugleich der Schattenspielmann sein. Scherer aber geht so weit, in den der eigentlichen Vorstellung vorausgehenden Worten des Schattenspielmanns: „Lichter weg! mein Lämp-

statt des offenbar verdruckten „Ist es ein Schand und Spott“, das wohl heißen sollte „Iß eine Schand' u. Sp.“

*) 604 f. hat erst die spätere Bearbeitung begatte, Schatte geschrieben, aber vorher Damen, kamen stehen lassen.

chen nur! Nimmt sich sonst nicht aus“, eine Parodie auf Wielands Vorrede zum Merkur zu sehen, worin dieser nur sein Licht habe leuchten lassen und das deutsche Rezensionswesen als so verkommen dargestellt habe, daß es geschiene, als ob der Merkur einem ganz chaotischen Zustande habe zu Hülfe kommen müssen. Aber so arg hatte sich Wieland nicht geäußert, er hatte nur der Nachlässigkeit und der nicht seltenen Parteilichkeit gedacht, womit zuweilen die ordentlichen Richter ihr kritisches Amt verwalteten, und dadurch anmaßliche Demagogen veranlaßten, die nothwendig aristokratische Verfassung der gelehrten Republik umzukehren; freilich hatte er auch neben den Rezensionen eine Art von literarischem Revisionsgericht versprochen, das vielleicht eines der wirksamsten Mittel sein würde, jenen Mißbräuchen und Unordnungen nach und nach abzuweichen, „was wir in dem Artikel Revision mit Freimüthigkeit, Bescheidenheit und Unparteilichkeit zu leisten versuchen werden“, aber die Verdienste derjenigen hatte er anerkannt, „welche in diesem Felde bisher mit Ruhm und Erfolg gearbeitet haben, und es hoffentlich noch ferner bearbeiten werden“. Somit schwebt die scherzerische Deutung geradezu in der Luft. Nicht jene Vorrede ärgerte Goethe, sondern das, was Wieland wirklich brachte, worüber er später seinen Grimm in „Götter, Helden und Wieland“ losließ. Die Worte des Schattenspielmanns sind rein aus der Situation geschlossen, und eben so wenig auf etwas ganz anderes gemünzt, wie das unmittelbar darauf folgende: „Ins Dunkle da, Mesdames.“ Mit Wielands deutschem, später teutschem Merkur, dessen schlechte, nur auf dem ersten Hefte (Januar 1773) sich findende Vignette den ruhig stehenden, die rechte Hand als Redner ausstreckenden, seinen Heroldstab gesenkt haltenden Gott zeigte, hat der hier in größter Eile geradeherab zur Erde fliegende Mercurius nichts zu thun*), wenn auch Goethe oft launig die lateinische Form des Namens von der Zeitschrift braucht, obgleich Wieland erklärt hatte, „daß die Benennung des deutschen Merkurs, welche einigen Patrioten ein wenig anstößig gewesen, in Ermangelung einer schicklichern, bloß darum gewählt

*) So erschien er erst in Wagners Farze „Prometheus, Deukalion und seine Rezensionen“ (1775).

worden, weil man glaubte, sie würde dem Publico, wenn man ihrer einmal gewöhnt worden, die bequemste sein"! Hätte Goethe im „Jahrmarktsfest“ Wieland treffen wollen, er hätte es viel lustiger und schärfer gethan, wozu gerade der Schluß jener Vorrede vortrefflichen Anlaß geboten haben würde. Auch ahnte weder Wieland, obgleich er sehr argwöhnisch gegen Goethe war, noch dessen Freunde, ja auch nicht seine Gegner im „Jahrmarktsfest“ irgend einen Spott auf den Herausgeber des „Merkur“. Wieland selbst fand dessen Knittelverse „sehr artig“ und er sah ihn darin leibhaftig vor sich stehen, es sei, wie „Gög“ und „Werther“, in seiner Art „ganz vortrefflich und herrlich“. Der Schattenspielmann steuert mit seinem zur Erde herabstürzenden Mercurius nicht bloß der Noth der rettungslos verlorenen Menschen, sondern auch seiner eigenen durch ein allgemein bekanntes und ihm leicht zu Gebote stehendes Bildchen, das er auf der Wand erscheinen ließ. Eine ganz andere Beziehung des Schattenspielmanns setzte schon der Geschichtschreiber des achtzehnten Jahrhunderts Friedrich Christof Schloffer als allbekannt voraus. Er sagt (III, 196 f.), die Leser wüßten, daß die ganze Stelle vom Schattenspielmann auf Herders „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts“ gehe, setzte aber dabei voraus, das „Jahrmarktsfest“ falle nach deren erst 1774 erfolgtes Erscheinen, Goethe spottete über den etwas marktstreierischen Lärm, den Herders neue Erfindung gemacht habe. Ihm entging, daß Goethe die „älteste Urkunde“ mit großer Begeisterung aufnahm. Neuerdings hat sich Schröder von dieser freilich bei der Schöpfungsgeschichte sich leicht aufdrängenden Annahme dadurch nicht abhalten lassen, daß der erste Band, der nur die Schöpfungsgeschichte enthält, erst 1774 geschrieben wurde. Dieser chronologischen Schwierigkeit glaubt er durch die Voraussetzung zu entgehen, ähnliche mündliche Aeußerungen Herders gegen Goethe hätten leicht dessen Muthwillen hervorrufen können: aber jede Spur, daß Herder je früher von der Auslegung des ersten Kapitels der mosaischen Urkunde Goethe etwas gesagt hätte, fehlt völlig, und unser Schattenspielmann begnügt sich nicht mit diesem, sondern geht bis zum Aufhören der Sündflut. Aber das von Schröder hier angewandte Mittel ist ja von Scherer längst in Gebrauch genommen und von seinen gefügigen Schülern Minor und Sauer in ihrer Weise trotz seiner Abenteuerlichkeit

gepriesen worden. Der hier angenommene Spott wäre der unsinnigste, den man sich denken könnte; denn während Herders Auslegung in bewundernden, auf eine unendliche Tiefe deutenden Ausrufen sich ergeht, stellt der Schattenspielmann mit der Treuherzigkeit des gemeinen Mannes, deren komischer Eindruck durch das Nadebrechen der Sprache gesteigert wird, die Geschichte man möchte sagen holzschnittmäßig dar. Wie hätte Goethe auf den Gedanken kommen können, durch dessen ganz am Boden kriechende Erklärung den pathetischen, enthusiastischen Schwung Herders zu parodiren! Wenn man meinen könnte, das Lämpchen deute auf Herders willkürliches Hereinlegen eines andern Gedankens, so widerspricht diesem ja geradezu der höchst platte, an das rein Thatsächliche sich haltende naive Bericht zur Erläuterung der auf der Wand widergespiegelten Bilder. Nur wenn man den Schattenspielmann rein als solchen faßt, gewinnt die Darstellung humoristisches Leben, unter jeder Vermummung und Umdeutung wird sie albern und stumpf, da sie etwas anderes sagen soll, als sie wirklich sagt.

Der Abschied der Gesellschaft vom Amtmann wird kurz abgethan; das Ganze schließt mit dem vollen Refrain des Schattenspielmanns, der wohl draußen erschallt, als das Fräulein, der Doktor und die Gouvernante (sonderbar fehlt der letztern Begleiter, der Pfarrer) sich eben entfernen wollen. Leider hat Goethe auch bei der spätern Bearbeitung den Schluß nicht weiter ausgeführt, da es ihm vor allem um das Bild des Jahrmarkts zu thun war.

Am Schlusse freut sich Scherer recht seines Ergebnisses. Daß die erste Szene, die mit dem „Empfehl“ des Bedienten schließt, gleichsam ein Vorspiel sei, um durch die Rolle des Doktors einen Mittelpunkt für das Ganze zu schaffen, können wir nicht zugeben; sie ist die nothwendige Exposition, knüpft den Faden der Handlung an, die freilich im Grunde nur ein Rahmen für die Darstellung des Jahrmarkts ist. Auf das glückliche Durchschlingen dieses Fadens nimmt Scherer keine Rücksicht. Wenn er meint, nach den von ihm am Anfang angenommenen Rezensenten und Reklamenmachern bilde symmetrisch Wieland mit dem „Merkur“ den Abschluß, so kann ich darin um so weniger eine Symmetrie sehen, als andere Kreise in ganz verschiedener weiterer Ausführung dazwischen treten, so daß

man jener sich gar nicht mehr erinnert. Symmetrie verlangte doch ein Entsprechen des Anfangs und des Endes. Der Wagenschmiedemann dürfte nach Scherers Gruppierung nicht von dem Nürnberger getrennt sein. Um diese Abweichung zu erklären, meint er, dieser trete deshalb zwischen die Tirolerin und das Pfefferkuchenmädchen damit die Frauenzimmer nicht gleich hinter einander kommen sollten. Aber warum sollte dies denn vermieden werden? Wir glaubten hier einen glücklichen Gegensatz zu erkennen. Darin, daß der Zigeunerhauptmann eine Kontrastfigur bilde, stimmen wir in gewissem Sinne bei. Aber wir können unmöglich einen „Plan“ darin entdecken, daß „hierauf Jacobi und Gleim auftreten, der Spalding mitzieht, dann die Gießener Bahrdt und Höpfner, der Wendt mitzieht, indem zugleich der gießener Schmid wieder das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt“. Wäre darauf etwas zu geben, daß die Figuren desselben Ortes zusammengehören, so wäre das Sonderbare, daß ein Gießener einen Darmstädter mitzieht, völlig verfehlt. Doch man vergleiche nur mit Scherers Stellung der einzelnen Figuren in Reih und Glied das Stück selbst, um zu sehen, wie entsetzlich dieser gefundene „Plan“ alles verzerrt. Der Gang des Jahrmachts ist ein ganz anderer, aber Scherer hat eben nur auf persönliche Beziehungen, nicht auf die dramatische Komposition sein Augenmerk gerichtet. So findet er denn, daß „durch die großen Journale lauter kleine geographisch oder sachlich einheitliche Gruppen umrahmt sind“, Frankfurt, Darmstadt, Gießen und Koblenz, das allerdings vertheilt sei, Herder, Jacobi, Gleim, Spalding, die durch ihren geistlichen oder halbgeistlichen Charakter [Jacobi und Gleim hatten ein weltliches Kanonikat!] zusammengehalten würden. Demnach muß er wohl glauben, die ganze Komposition beruhe auf den Anspielungen, da doch offenbar die glücklichste dramatische Anordnung vorliegt. Wenn Goethe sich nicht immer ganz in seinem persönlichen Kreise habe halten können, so entschuldigt er dies damit, daß Merck gegen Nicolai nicht strenge die Wahrheit gesagt: er verschweigt, daß Goethe selbst bloß vom frankfurter Kreise spricht, zu dem nach Scherers Deutung außer Goethe selbst nur ein paar unbedeutend hervortretende Personen gehören, und vor allem, daß Goethes Bericht alle literarischen Anspielungen auf Gegner der frankfurtischen Sozietät aus-

schließt. Außert dieser ja sogar, die Mitglieder dieser Sozietät hätten über die im „Zahrmarktsfeste“ auftretenden Figuren alle gelacht und wenige gewußt, daß ihnen ihre eigensten Eigenheiten zum Scherze gedient. Wo aber finden sich solche lächerliche Eigenheiten von Personen des frankfurter Kreises im „Zahrmarktsfest“? Gerade diejenigen Masken, die man auf Frankfurt gedeutet hat, zeigen solche gar nicht; denn wo sind an der kaum sprechenden Frau Amtmann und am Amtmann lächerliche Züge zu finden, die auf die edle Cornelia Goethe und auf den zu lebendiger Wirksamkeit im Staatsdienste getriebenen Schlosser paßten? Daß Goethe auch sich selbst im „Zahrmarktsfest“ nicht geschont, sagt dieser nicht, und doch soll der Doktor auf ihn gehen. So entspricht denn die persönliche Deutung in der Weise, wie man sie versucht hat, eben so wenig der Äußerung Goethes selbst, welche doch ihre Grundlage bildet, als einer gewissenhaften Auslegung des Gedichtes. Es darf auch wohl bemerkt werden, daß Karoline Herder, die wußte, daß „Pater Brey“ auf Leuchsenrings Einmischung in ihre Verbindung mit Herder ging, im „Zahrmarktsfest“ gar keine Anspielung auf sich und Herder sah, wie sich deutlich aus ihrer Äußerung an ihren Gatten vom 16. Januar 1789 ergibt: „Der ‚Brey‘ ist nach dem ‚Plundersweiler Zahrmarkt‘ gedruckt; es hat mir sehr weh gethan, daß ers nicht weggelassen hat.“ Ueber „Brey“ stellte sie im Februar Goethe zur Rede, wo dieser sie denn durch die Erklärung beruhigte, daß er weit entfernt gewesen sei, sie als Leonora schildern zu wollen. Herder selbst äußert sich in den Antworten an seine Gattin darüber nicht eingehender, mißbilligt nur, daß Goethe im achten Bande, der mit dem „Zahrmarktsfest“ und „Pater Brey“ beginnt, auch seine „jugendlichen Frazen und Späße“ habe drucken lassen.

Schließen wir ab! Da Goethes eigene Äußerung über sein „Zahrmarktsfest“ mit der Dichtung nicht stimmt, die etwas ganz anderes als eine „Sammlung belebter Epigramme“ ist, da sich keine einzige Stelle auf eine bestimmte Person aus seinem Kreise, deren wir doch viele kennen, so deuten läßt, daß wir ihr treffenden Wit und schlagende Charakteristik nachrühmen dürfen, da die hereingebrachten, einen äußerst breiten Raum einnehmenden literarischen Beziehungen, abgesehen davon, daß Goethes Bericht von solchen

gar nicht spricht, Mercks Brief an Nicolai sie geradezu ausschließt, nichts weniger als deutlich, oft geradezu fade und Goethes Humor unwürdig sind, da wir, wenn solche überhaupt anzunehmen wären, viel schärfere, sich deutlich aussprechende, besonders gegen F. G. Jacobi, Schmid, Nicolai u. a. erwarten müßten, da das „Jahrmarktsfest“ durch die Annahme solcher gleichsam unter der Decke spielenden Angriffe nicht gehoben, sondern in seiner durchsichtig klaren Komposition geradezu entstellt wird, müssen wir zu Gunsten des Gedichtes diese geschraubten Deutungen, von denen bei genauerer Betrachtung kaum eine die Probe hält, entschieden zurückweisen, und demnach dem Dichter zu Liebe seine sehr spät, ohne genaue Erinnerung an sein Gedicht gemachte Aeußerung als den Thatfachen widersprechend verwerfen, wie wir dies auch in manchen andern Fällen zu thun genöthigt sind. Wir erzeigen damit nicht allein dem genialen Ausbruch von Goethes humoristischer Lanne einen Dienst, sondern treten auch der Sucht nach windigen Einfällen und haltlosen Deutungen entgegen, die, statt aus der Dichtung selbst das Verständniß zu gewinnen, nach äußern, nur zu oft rein eingebildeten Haltpunkten sucht und zu den fabelhaftesten Mißverständnissen führt, ja die Methode der Forschung wesentlich schädigt, den Sinn für das einfach Natürliche gefährdet. Ich kann Erich Schmid nicht helfen, hier gilt es Goethe zu Liebe seiner eigenen Aeußerung über eine vor vierzig Jahren gedichtete Schnurre nicht zu glauben, „ein herzhaftes *ἀπιστεῖν*“.

Den 20. Juni 1884.